

Experten-Statements

Argumente für eine Familienpolitik im Interesse der Familien und in Orientierung am Wohl der Kinder

I. Entwicklung der Persönlichkeit sowie Faktoren ihrer Förderung und Störung

1. Welche Bedeutung haben Erkenntnisse der philosophischen Anthropologie für die familienpolitische Debatte? (Dr. Johannes Schwarte).
2. Welche Bedeutung haben Erkenntnisse der Sozialisationsforschung für die familienpolitische Debatte? (Dr. Johannes Schwarte).
3. Grundlagen der Bindungstheorie (Burghard Behncke).
4. Bindung und Bildung in der kindlichen Entwicklung (Burghard Behncke).
5. Bindungstheorie nach Gordon Neufeld (Dagmar Neubronner).
6. Störungsformen des Bindungstriebes (Christa Meves).
7. Deprivations- und Kinderkrippenforschung (Christa Meves).
8. Ergebnisse der neuen NICHD-Studie (Burghard Behncke)
9. Welche Bedeutung haben Erkenntnisse der Moralisationsforschung für die familienpolitische Debatte? (Dr. Johannes Schwarte).
10. Die Gesellschaft braucht die Elternliebe (Hildegard Piepenburg)
11. Verlauf eines seelisch gesunden Lebensaufbaus (Christa Meves).

II. Rechtliche Stellung und finanzielle Situation der Familie in unserer Gesellschaft

12. Entscheidungen des Bundesverfassungsgerichts zur Familie (Caspar Spee).
13. Bedeutung des gesellschaftlichen Familienklimas (Stephanie Spee).
14. Wahlfreiheit der Eltern über die Gestaltung der Kinderbetreuung (Gertrud Martin).
15. Finanzielle Situation der Familien (Stefan Fuchs).
16. Mehrkinderfamilien und neue Familienpolitik (Stefan Fuchs).
17. Kinderarmut in Deutschland (Dr. Jürgen Borchert).
18. Kindergeld / Steuerfreibeträge für das Existenzminimum (Gertrud Martin).
19. Verfassungsrechtliche Aspekte des Elternrechts (Dagmar Neubronner).
20. Studienergebnisse zum Freien Lernen (Dagmar Neubronner).
21. Familienbild und Frauenarbeit in der DDR (Stefan Fuchs)..

III. Familienpolitische Tendenzen und Perspektiven

22. Geht es wirklich nur um Krippenplätze? (Stefan Fuchs).
23. Gleichwertigkeit von Mann und Frau – Gender Mainstreaming (Gertrud Martin).
24. Missbrauch des Begriffs „Generationengerechtigkeit“ (Gertrud Martin).
25. Wie die Geburtenrate gesteigert werden könnte (Christa Meves).

IV. Unhaltbare Behauptungen und propagandistische Entstellungen in der familienpolitischen Debatte

26. Zur Behauptung, Krippen seien Familien in der Bildungsförderung überlegen (Burghard Behncke).
27. Zur Behauptung, es gebe eine positive Korrelation zwischen Berufstätigkeitsquote von Müttern kleiner Kinder und Geburtenrate (Michael Horn).
28. Zur Behauptung, es gebe eine positive Korrelation zwischen Krippendichte und Geburtenrate (Michael Horn).
29. Zur Argumentation mit fehlender Sozialerfahrung von Einzelkindern (Susanne Mockler).
30. Zur Argumentation mit „gelungenen Krippenkindern“ (Dr. Johannes Schwarte).
31. Zur „Wahlfreiheit“ der Eltern in der Betreuungsfrage (Dr. Johannes Schwarte).
32. Zur Behauptung, junge Mütter wollten gleich nach der Geburt eines Kindes wieder erwerbstätig sein (Regine Scheffer)
33. Gegenüberstellung der offiziellen familienpolitischen Behauptungen und Ziele und der Gegen-Positionen des Familiennetzwerks (Eckhard Kuhla)

Welche Bedeutung haben Erkenntnissen der philosophischen Anthropologie in der familienpolitischen Debatte?

1. Zur Bedeutung und Fragestellung der philosophischen Anthropologie

Die philosophische Anthropologie ist eine Sonderdisziplin der Philosophie. Sie stellt die Frage nach dem Wesen und den Besonderheiten des Menschen ins Zentrum. Von Anfang an hat sie die Besonderheiten des Menschen dadurch zu erfassen und zu verdeutlichen versucht, daß sie ihn mit dem Tier verglich. Dieses kontrastierende Verfahren hat sich als sehr ergiebig erwiesen.

2. Die erkenntnisproduktive Bedeutung des Mensch-Tier-Vergleichs

Denn gerade weil der Mensch dem Tier sehr verwandt ist – das hat die philosophische Anthropologie stets als selbstverständlich vorausgesetzt -, sind die Unterscheidungsmerkmale des Menschen vom Tier so erkenntnisproduktiv. Einige dieser Merkmale sind zur Erfassung der Persönlichkeitsentwicklungsproblematik des Menschen – und damit im familienpolitischen Kontext – von zentraler Bedeutung.

Den zentralen Unterschied zwischen Tier und Mensch hat ein sehr namhafter Vertreter der philosophischen Anthropologie so formuliert:

«Das Tier wird von der Natur selbst bereits vollendet. Sein Leben ist gleichsam nur die Aufführung einer schon vorkomponierten Symphonie. Der Mensch dagegen ist eine von der Natur nur halbvollendete Schöpfung, ist eine unvollendete Symphonie. Dafür aber machte ihm die Natur ein größeres Geschenk, als sie es ihm auch mit der höchsten Vollendung hätte machen können: sie lieh ihm selbst einen Teil ihrer Schöpferkraft, so daß er sich nun selbst vollenden kann. Die Form, in der sein Leben sich gestalten wird, ist mit seinem Leben als solchen noch in keiner Weise präjudiziert» (Michael Landmann).

Das bedeutet: Der Mensch „wächst“ nicht einfach „naturwüchsig“ zum Menschen heran, sondern er muß zu dem, was er von seiner Anlage her zwar schon ist, aber doch noch werden muß, geformt werden. Der Persönlichkeitsentwicklungsprozeß ist kein „naturwüchsiger“ Prozeß nach Art der Entfaltung eines genetischen Programms, sondern es ist ein Formungsprozeß. Dafür sind **Formgeber** und insbesondere ein **Wille zur Formgebung** erforderlich.

Die „Natur“ unterstützt die Formungsbedürftigkeit des Menschen dadurch, daß sie ihn – verglichen mit Tieren gleicher Entwicklungsstufe – sehr früh „ins Leben hinauswirft“: Die Schwangerschaft wird „vorzeitig“ unterbrochen, der Mensch kommt als „normale Frühgeburt“ zur Welt. Die Geburt gleicht einem „Uterus-Austausch“: Der biologische Uterus wird gegen den „sozialen Uterus“ – das ist die Familie – ausgetauscht, damit der Formungsprozess bereits beginnen kann, obwohl die Schwangerschaft noch ein ganzes Jahr („extra-uterines Frühjahr“) lang fort dauert (Adolf Portmann).

3. Die Bedeutung der „normalen Frühgeburt“ des Menschen

Die «**normale Frühgeburt**» des Menschen muss daher im Zusammenhang mit den menschlichen Entwicklungsbedingungen gesehen werden: Der „Naturzweck“ dieser «Frühgeburt» besteht offenkundig darin, daß die Einflussnahme / Formung (=Sozialisation) durch den „sozialen Uterus“ (= Familie / Gesellschaft) möglichst früh beginnen soll, da der Mensch um so nachhaltiger formbar ist, je früher die Formung / Prägung erfolgt: Es soll ein möglichst früher „Austausch“ des biologischen Uterus gegen den „sozialen Uterus“ erfolgen, in dem die eigentliche „Menschwerdung des Menschen“ (= Sozialisation) stattfinden muß. Im biologischen Uterus können lediglich die Voraussetzungen dafür heranwachsen. Die eigentliche „Menschwerdung des Menschen“ soll also bereits einsetzen können, obwohl die Schwangerschaft noch nicht vollständig abgeschlossen ist.

«Das von ererbten Instinkten gesteuerte Tier reift am besten bis zu möglicher Wachstumshöhe im sichernden Mutterleibe heran. Die damit einhergehende Weltabgeschlossenheit tut ihm keinen Eintrag [...]. Der Mensch dagegen wird durch Kulturerrungenschaften gesteuert. Diese Errungenschaften aber bringt der Einzelne nicht mit. Was er mitbringt, ist nur die Bereitschaft und die Fähigkeit, sie von der Gemeinschaft, in der er aufwächst, zu übernehmen [...]. Das aber braucht Zeit. Und daher nun die lange Jugend des Menschen. So früh als irgend möglich, solange er noch so plastisch wie möglich ist, muß er bereits zur Welt kommen und dem Kontakt mit seinen Sozialgenossen ausgesetzt werden. Und auch dann noch muß er seine **Plastizität** auf eine weite Lebensstrecke hin bewahren. Denn nur so kann es gelingen, daß die kulturellen Normen seiner Umgebung tief genug auf ihn einwirken und in ihn übergehen. Die Notwendigkeit der Erziehung, die aus unserer Abhängigkeit vom äußeren Kulturgerüst folgt, ist also schon somatisch in unseren Wachstumsrhythmus eingeplant, der durch die ungewöhnliche Dauer der Jugend die Voraussetzung dafür schafft und den Raum für sie ausspart» (Michael Landmann).

4. Folgerungen für die Persönlichkeitsentwicklungsproblematik

Aus dieser Erkenntnis ergeben sich grundlegende und sehr weitreichende Folgerungen für eine angemessene Charakterisierung des menschlichen Geburtszustands in biologischer Sicht sowie für eine angemessene Charakterisierung des Persönlichkeitsentwicklungsprozesses. Zwar kommt der menschlichen „Frühgeburt“ nach „normaler“ neunmonatiger Schwangerschaft die volle Menschenwürde zu. Aber in biologischer Hinsicht kommt dem Begriff der **Plastizität** so zentrale Bedeutung zu,

daß diese „Frühgeburt“ in der Perspektive der Menschwerdungsproblematik (=sozialisationstheoretische Perspektive) durchaus als ein plastischer Organismus mit der Möglichkeit der Menschwerdung zu charakterisieren ist. Ob aus diesem „möglichen Menschen“ des Geburtszustands dereinst nach vielen Jahren einmal ein Mensch mit all jenen Fähigkeiten wird, die zum vollen Menschsein gehören, ist im Augenblick der Geburt völlig offen. Wichtig ist vor allem die Einsicht, daß die Natur keine Gewähr für die Realisierung dieser Möglichkeit übernimmt. Diese Gewähr müssen die Mitmenschen übernehmen, vor allem die Eltern, aber sie durchaus nicht allein, sondern auch die weitere soziale Umwelt.

Aus der Ergebnisoffenheit der Persönlichkeitsentwicklung des Menschen ergeben sich einerseits seine **Formungsbedürftigkeit** und andererseits seine **Deformierungsmöglichkeit**. Beide Aspekte müssen gesehen werden: Der Mensch ist für das Gelingen seiner Menschwerdung auf Formung angewiesen. Zugleich ist dieser Formungsprozess von seinen naturgegebenen Möglichkeiten her prinzipiell ergebnisoffen und deshalb auch hochgradig störanfällig. Die Mitmenschen des Neugeborenen als „Frühgeburt“ tragen die Verantwortung dafür, daß der Persönlichkeitsentwicklungsprozeß nicht „naturwüchsig“ verläuft, sondern daß er durch Eliminierung möglicher Störfaktoren sowie durch gezielte positive Einflußnahme (=Formung) auf den Sozialisationsprozeß gelingt.

5. Folgerungen für die familienpolitische Debatte

Die gegenwärtige familienpolitische Debatte ist in dieser Perspektive als anthropologisch ignorant zu charakterisieren. Die oben kurz skizzierten grundlegend wichtigen Erkenntnisse über den Geburtszustand des Menschen sowie über die sich daraus ergebende **Ergebnisoffenheit und Störanfälligkeit des Persönlichkeitsentwicklungsprozesses** spielen keine Rolle. Es dominiert eine kaum thematisierte, aber als Faktum leicht festzustellende naturwüchsige Vorstellung über den Prozess der Persönlichkeitsentwicklung: als ob mit der Geburt eines Menschen seine Menschwerdung und sein späteres Menschsein im Vollsinn dieses Wortes bereits garantiert wären. Auch in der Debatte zu Möglichkeiten der Steigerung der Geburtenrate wird argumentiert, als sei für die Gesellschaft bereits alles gewonnen, wenn es gelänge, die Geburtenrate wieder zu steigern. Es wird stets eine quasi-naturwüchsige Garantie einer gelingenden Persönlichkeitsentwicklung des gesellschaftlichen Nachwuchses unterstellt: als ob der Gesellschaft bereits mit der Geburt eines Kindes ein künftiger mündiger Bürger, der seinen Platz in der Gesellschaft einnehmen und Verantwortung übernehmen wird, garantiert wäre. Es wird kaum thematisiert, daß es bei der Geburt eines Menschen völlig offen ist, ob aus dem Neugeborenen dereinst ein mündiger Bürger – oder ein Sozialfall oder gar ein Krimineller wird. Ob die eine oder andere Möglichkeit zur Wirklichkeit wird, ist im Augenblick der Geburt völlig offen. Darüber entscheidet der Verlauf des Persönlichkeitsentwicklungsprozesses. Ihn so zu gestalten, dass Störfaktoren auf den ergebnisoffenen Prozeß der Persönlichkeitsentwicklung möglichst eliminiert und die positiven Einflussfaktoren auf ihn verstärkt werden – darin besteht die eigentliche Verantwortung der Eltern und darüber hinaus auch der gesamten Gesellschaft. Störfaktoren wissend in Kauf zu nehmen, obwohl sie eliminierbar wären, ist unverantwortlich. Das Ziel aller für den Persönlichkeitsentwicklungsprozeß des gesellschaftlichen Nachwuchses Verantwortlichen – Eltern, Erzieher, Lehrer, Familienpolitiker ... – muß die Gewährleistung möglichst optimaler Bedingungen der Persönlichkeitsentwicklung des gesellschaftlichen Nachwuchses sein. Dies ist die beste Gewähr dafür, daß aus den anfänglich hochgradig gefährdeten „Frühgeburten“ dereinst mündige Bürger in Gesellschaft und Staat werden – und keine „Problemfälle“, die aufgrund ihrer Persönlichkeitsentwicklungsdefizite der Gesellschaft auf die eine oder andere Weise zur Last fallen.

Welche Bedeutung haben Erkenntnisse der Sozialisationsforschung für die familienpolitische Debatte?

1. Grundsätzliche Feststellungen

Die im 20. Jahrhundert gewonnenen Erkenntnisse der Sozialisationsforschung haben den Blick auf den Menschen grundlegend verändert. Sie haben das Bewusstsein geschärft für die Kompliziertheit und Störanfälligkeit des Prozesses der „Menschwerdung des Menschen“, für die Vielfalt der Faktoren, die letztlich über das Gelingen oder Misslingen dieses prinzipiell ergebnisoffenen Prozesses entscheiden.

2. Persönlichkeitsentwicklung in der Perspektive der Sozialisationsforschung („sozialisationstheoretische Perspektive“)

Das entscheidende Ergebnis lässt sich in dem Satz zusammenfassen, dass es sich beim Prozess der Persönlichkeitsentwicklung oder „Menschwerdung des Menschen“ nicht um einen quasi-naturwüchsigen Entwicklungsprozess im Sinn der Entfaltung eines genetischen Programms handelt, wie dies bei Tieren der Fall ist, sondern um einen völlig ergebnisoffenen und darum auf vielfältige Weise beeinflussbaren Prozess. Abgesehen von den individuell unterschiedlichen Vorgaben der Natur (Begabungsunterschiede, in einem sehr weiten Sinn verstanden: körperliche wie geistige Merkmale umfassend), trifft die „Natur“ keinerlei weitere Vorentscheidungen. Alle spezifisch menschlichen Fähigkeiten, angefangen beim aufrechten Gang über die Beherrschung einer Sprache bis hin zu höheren Akten der geistigen Betätigung, stellt die „Natur“ dem Menschen lediglich als Möglichkeiten (Potentialitäten) zur Verfügung. Für die Realisierung dieser Möglichkeiten übernimmt sie keine Gewähr. Ob und in welchem Ausprägungsgrad die angeborenen Möglichkeiten realisiert werden, liegt in der Verantwortung der Menschen.

Angesichts dieses Kerngedankens der „sozialisationstheoretischen Perspektive“ wird klar, wie unangemessen die auch heute noch immer (zumeist natürlich unartikuliert) weitverbreitete quasi-naturwüchsige Vorstellung von der Persönlichkeitsentwicklung ist, wonach sie nach Art eines genetischen Programms erfolgte, so dass es dann nur eine Frage der Zeit wäre, bis aus dem neugeborenen Menschenkind ein reifer erwachsener Mensch mit umfassender Lebenskompetenz und moralischer Verantwortungsfähigkeit, ein mündiger Bürger im demokratischen Staat geworden wäre. In sozialisationstheoretischer Perspektive ist es im Augenblick der Geburt eines Menschen – unabhängig vom Reichtum seiner Begabungen als „Vorgaben der Natur“ – völlig offen, ob aus ihm dereinst ein wichtiger Träger öffentlicher Verantwortung wird – oder ob er lebenslang der Öffentlichkeit eher zur Last fällt, vielleicht sogar den Großteil seines Lebens im Gefängnis verbringt. Ein Kernsatz der sozialisationstheoretischen Perspektive lautet, „dass Menschsein von der Wurzel her total misslingen kann“ (Joachim Illies).

3. Was bedeutet „Sozialisation“?

Sozialisation bedeutet dem Wortursprung nach Einfügung die Gesellschaft und Prägung durch dieselbe. Es handelt sich um einen deskriptiven, nicht um einen präskriptiven Begriff.

Der Begriff stellt also keine Forderung auf, verweist nicht auf eine Notwendigkeit, schreibt nicht etwas vor, sondern er beschreibt, was unausweichlich geschieht. Niemand braucht zu beschließen, dass diese Formung stattfinden solle; aber es kann auch niemand verhindern, dass dieser gesellschaftliche Formungsprozess in Gang kommt. Er findet statt, ohne dass sich ein Erwachsener darum kümmern muss.

Der Mensch ist für seine Menschwerdung auf Prägung durch eine Gesellschaft / Kultur angewiesen. Um diese fundamental bedeutsame Feststellung richtig zu erfassen, ist es wichtig, sich Klarheit über den Geburtszustand des Menschen zu verschaffen. Dieser wird in der Abhandlung zur philosophischen Anthropologie ausführlich dargelegt (siehe die Abhandlung: Welche Bedeutung haben Erkenntnisse der philosophischen Anthropologie für die familienpolitische Debatte?). Hier sei nur knapp festgestellt:

In sozialisationstheoretischer Perspektive gleicht der Mensch im Geburtszustand einem plastischen Organismus mit der Möglichkeit der Menschwerdung. Die bereits betonte Ergebnisoffenheit ergibt sich aus der Plastizität. Sie besagt zweierlei: einerseits die Notwendigkeit der Formung, andererseits die Möglichkeit der Deformierung.

Der unmittelbar nach der Geburt einsetzende Formungsprozess resultiert aus dem Urbedürfnis des neugeborenen Menschenkindes nach Nachahmung (Imitation). Der sehr stark ausgeprägte Imitationsdrang des Neugeborenen ist die entscheidende Triebfeder für den Sozialisationsvorgang: für das Erlernen des Menschseins durch Menschwerdung als Resultat von Nachahmung. Der Mensch wird nur dadurch Mensch, dass er das Menschsein durch den Umgang mit anderen Menschen und durch Nachahmung ihrer Verhaltensweisen erlernt.

4. Einzelaspekte des Sozialisationsprozesses

Da es sich beim Sozialisationsprozess um einen sehr komplexen Vorgang handelt, in dem die Bedürfnisse des werdenden Menschen, die Bedingungen seiner erfolgreichen Menschwerdung sowie die Überlebensinteressen der Gesellschaft so aufeinander bezogen werden müssen, dass im Idealfall alle drei Gesichtspunkte gleichrangig berücksichtigt werden, ist es nicht verwunderlich, dass einzelne Theoretiker die Akzente etwas unterschiedlich gesetzt haben. So kann der Akzent stärker auf das Individuum oder stärker auf die Gesellschaft gesetzt werden, ohne dass diese unterschiedlichen Akzentuierungen als Gegensätze verstanden werden müssen.

a) Sozialisation als Prozess der Ausformung des "plastischen Organismus": Sozialisation kann betrachtet werden als Prozess, «mittels dessen ein mit Verhaltensmöglichkeiten von enormer Variationsbreite geborenes Individuum veranlasst wird, ein tatsächliches Verhalten zu entwickeln, das sich auf die engere Variationsbreite dessen beschränkt, was für es nach den Standards seiner Gruppe normal ist» (Irvin L. Child).

b) Sozialisation als "zweite, sozial-kulturelle Geburt": Weil der Mensch in der Perspektive der Sozialisationstheorie gewissermaßen "zweimal geboren" werden muss (zunächst physisch, dann sozial-kulturell), wird Sozialisation auch als "zweite, sozio-kulturelle Geburt" bezeichnet (René König): Die Menschwerdung des Menschen im Prozess der Sozialisation kommt also einer zweiten, einer "sozialen Geburt" gleich. Das Resultat heißt dann unter diesem Gesichtspunkt: die «sozial-kulturelle Persönlichkeit». «Die physische Geburt und physische Aufzucht der Nachkommenschaft ist eines; etwas ganz anderes ist die moralische Erziehung des Menschen, die grundsätzlich über den Kreis der Natur hinausführt. Darum möchten wir auch von der physischen Geburt die 'zweite Geburt' des Menschen

als sozial-kulturelle Persönlichkeit und sittliches Wesen unterscheiden” (René König).

c) Sozialisation als Prozess der Ausformung eines “Sozialcharakters”: Sozialisation kann außerdem betrachtet werden als Prozess, in dem sich der kulturspezifische “Sozialcharakter” oder “Grundtypus” (basic personality) ausformt. «Wenn eine Gesellschaft gut funktionieren soll, müssen sich ihre Mitglieder einen Charakter aneignen, aus dem heraus sie handeln wollen, wie sie aufgrund ihrer Zugehörigkeit zu dieser Gesellschaft handeln müssen. Sie müssen genau das zu tun wünschen, was sie notwendigerweise tatsächlich zu tun haben. Äußerer Druck wird durch inneren Zwang und durch eine besondere Art menschlicher Energie ersetzt, die in die Charakterzüge einfließt” (Erich Fromm).

d) Sozialisation als Prozess der Persönlichkeitsentwicklung durch Sozialerfahrungen: Sozialisation kann aufgefasst werden als «Prozess der Entstehung und Entwicklung der menschlichen Persönlichkeit in Abhängigkeit von und in Auseinandersetzung mit den sozialen und materiellen Lebensbedingungen der jeweiligen Gesellschaft». Danach bezeichnet Sozialisation den Prozess, «in dessen Verlauf sich der mit einer biologischen Ausstattung versehene menschliche Organismus zu einer sozial handlungsfähigen Persönlichkeit ausbildet, die sich über den Lebensprozess hinweg in Auseinandersetzung mit den Lebensbedingungen weiterentwickelt». Unter «Persönlichkeit» wird dabei «das einem Menschen spezifisch organisierte Gefüge von Merkmalen, Eigenschaften, Einstellungen und Handlungskompetenzen bezeichnet, das sich auf der Grundlage der biologischen Ausstattung jeweils lebensgeschichtlich ergibt» (Klaus Hurrelmann).

e) Sozialisation als gleichzeitige Vergesellschaftung und Individuierung: Der Sozialisationsbegriff kann die Gleichzeitigkeit und Gleichgewichtigkeit des Vergesellschaftungs- und Individuierungsprozesses betonen und damit verdeutlichen, dass

- die im Prozess der Sozialisation zu entwickelnde Individualität nicht als eine von historisch-gesellschaftlichen Faktoren gänzlich unabhängige und autonome Individualität anzusehen ist;
- die durch die Sozialisationsprozesse eingeleitete Vergesellschaftung der menschlichen Natur nicht so deterministisch gesehen werden darf, dass die eigenständige Wahrnehmung und Realisierung von Situations- und Handlungsspielräumen unmöglich ist;
- Individuum und Gesellschaft weder als verdinglichte Blöcke so einander gegenüber stehen, dass deren Beziehung nur mehr äußerlich ist, noch die Gesellschaft so dominant ist, dass der Prozess der Sozialisation als ein Prozess der «Entpersönlichung» erscheint, sondern dass beide nur in dialektischer Verschränkung denkbar sind.

In dieser Perspektive geht es darum, «die Gleichzeitigkeit und Gleichrangigkeit von Vergesellschaftung im Sinne einer Einfügung des Individuums in die Gesellschaft und von Individuierung im Sinne einer Entwicklung der Individualität und Persönlichkeit («Personwerdung») so darzustellen, dass die Möglichkeit eigenständigen und verantwortlichen Handelns ebenso verstehbar wird wie die Tatsache gesellschaftlich determinierten Handelns» (Karl Reinhold Mühlbauer).

5. Grundannahmen der Sozialisationstheorie

Der Sozialisationstheorie liegen einige Grundannahmen über die Bedingungen der Persönlichkeitsentwicklung zugrunde, von denen hier lediglich die beiden wichtigsten

kurz genannt seien:

a) Wechselwirkungsverhältnis zwischen Gesellschaftsentwicklung und Persönlichkeitsentwicklung: Auch wenn die gesellschaftlichen Einflüsse auf die Persönlichkeitsentwicklung schwer direkt nachzuweisen sind, geht die Sozialisationstheorie davon aus, dass sie tatsächlich existieren. «Sozialisation stellt auf die Beziehung zwischen Persönlichkeitsentwicklung und Gesellschaftsentwicklung ab und behauptet schon durch den begrifflichen Zuschnitt, dass der Mensch durch gesellschaftliche Faktoren mitentwickelt wird. Durch den Begriff Sozialisation wird die Vorstellung vermittelt, die menschliche Persönlichkeit bilde sich in keiner ihrer Dimensionen gesellschaftsfrei heraus, sondern stets in einer konkreten Lebenswelt, die historisch vermittelt ist und die sich auf die Entfaltung von Persönlichkeitsmerkmalen auswirkt» (Klaus Hurrelmann).

b) Unvermeidbarkeit der gesellschaftlichen Einflussnahme auf die Persönlichkeitsentwicklung: Der Sozialisationstheorie liegt die Überzeugung zugrunde, dass nur durch das Leben in der Gesellschaft ein Mensch zu einem gesellschaftlich handlungsfähigen Subjekt werden kann. «Nur über diesen Prozess können die verschiedenen Merkmale und Eigenschaften der Persönlichkeit ausgeformt und von einer Lebensphase zur anderen modifiziert und umgeformt werden. Ohne die gesellschaftliche Vermittlung würde kein Mensch in der Lage sein, sich in der Umwelt zurechtzufinden, sich den Umwelтанforderungen entsprechend zu verhalten und zugleich auf die Gestaltung der Umwelt Einfluss zu nehmen» (Klaus Hurrelmann).

6. Verdeutlichung des Sozialisationsbegriffs durch Abgrenzungen

a) Abgrenzung von biologistischen Auffassungen: Gegenüber einer einseitigen Betonung der genetisch fixierten Anlagen und deren Reifung behauptet der Sozialisationsbegriff, «dass sich die Persönlichkeit in Auseinandersetzung mit der jeweiligen Umwelt entwickelt und dass eine genetische Fixierung von Charaktereigenschaften eine wissenschaftlich durch nichts belegte Spekulation ist» (Klaus Hurrelmann). Das bedeutet allerdings nicht, dass die Bedeutung der biologischen Basis der menschlichen Entwicklung grundsätzlich bestritten würde.

b) Abgrenzung von idealistisch-individualistischen Auffassungen: Der Sozialisationsbegriff grenzt sich von allen Auffassungen ab, wonach die Subjektwerdung des Menschen ein inneres Geschehen und daher einer erfahrungswissenschaftlichen Analyse nicht zugänglich und auch nicht auf gesellschaftliche Bedingungen zurückzuführen sei. Demgegenüber betont der Sozialisationsbegriff den Gesichtspunkt der Interaktion zwischen Subjekt und Umwelt hinsichtlich der Entwicklung der Persönlichkeit und die Möglichkeit der wissenschaftlichen Analyse dieses Prozesses.

c) Abgrenzung von einseitiger Fixierung auf Erziehung im engeren Sinn: Der Sozialisationsbegriff wendet sich gegen eine Fixierung auf den erzieherischen Aspekt im engeren Sinn, weil dadurch die gesellschaftlichen Präge- und Bedingungsfaktoren ausgeblendet und unterschätzt werden. Der Sozialisationsbegriff unterstellt, dass nicht nur die bewusste Beeinflussung der Persönlichkeitsentwicklung im Sinn des Erziehungsbegriffs bedeutsam ist, sondern dass die Gesamtheit der Lebensumstände prägend auf die Persönlichkeitsentwicklung einwirkt. Dabei wird Erziehung keineswegs als Gegensatz zu Sozialisation gesehen, sondern als Teil oder Unterkategorie des Sozialisationsprozesses in seiner umfassenden Bedeutung. Die Erziehung wird durch den Sozialisationsbegriff auf die Grenzen ihrer Möglichkeiten hingewiesen und damit auch entlastet, indem

der Sozialisationsbegriff zu Bewusstsein bringt, dass die Erziehungsbemühungen der Eltern, Erzieher und Lehrer nicht die einzigen Kräfte sind, die das Werden des jungen Menschen bestimmen, sondern dass sie mit gesellschaftlichen Wirkungsmächten konkurrieren, die unter Umständen eine viel größere Wirkmächtigkeit besitzen als Schule und Elternhaus, so dass sie teilweise durchaus den Tatbestand der „Erziehungsabotage“ erfüllen (Theodor Wilhelm).

7. Unterscheidung von Einzelaspekten und Phasen des Sozialisationsprozesses

Um den sehr komplexen Vorgang der Sozialisation in seiner Vielschichtigkeit besser erfassen zu können, hat man ihn in Teilaspekte und teilweise auch in Phasen unterteilt. Dabei muss man sich der Künstlichkeit einer solchen Unterteilung aus einem systematisierenden Bedürfnis heraus bewusst bleiben. In Wahrheit ist der Sozialisationsprozess zwar ein äußerst komplexes, aber gleichwohl ganzheitliches Geschehen, das sich jeder Beobachtung und direkten empirischen Überprüfung entzieht. Strenggenommen gibt es nur negative Belege für die Komplexität und Ergebnisoffenheit des Sozialisationsprozesses. Die extremen Beispiele gestörter Persönlichkeitsentwicklung machen auf die Ergebnisoffenheit und Risiko dieses Prozesses und damit auf die Möglichkeit seines völligen Misslingens aufmerksam. Der „Normalfall“ einer (leidlich) gelungenen Sozialisation gilt im Alltag als selbstverständlich. Das führt sehr leicht zu dem naturwüchsigen Missverständnis, sie sei tatsächlich selbstverständlich und «naturverbürgt».

Da sich der Prozess der Menschwerdung des Menschen bei näherer Beschäftigung mit ihm als ein äußerst komplexes Geschehen darstellt, hat dies dazu geführt, dass der systematisierende Erkenntniswille der Sozialisationsforscher diesen Prozess in verschiedene Einzelaspekte „zerlegt“ hat, um intensiver in die Einzelheiten eindringen zu können. Folgende Aspekte und Phasen werden unterschieden.

a) Soziabilisierung (Vergesellschaftung): Soziabilisierung meint die Weckung der ersten menschlichen Regungen im neugeborenen Menschen, die ihn zu einem kommunikationsfähigen Wesen machen, das auf menschliche Regungen reagiert und damit überhaupt erst die Voraussetzungen dafür erwirbt, dass der eigentliche Sozialisationsprozess beginnen kann. Es geht zunächst um die elementarste Einführung in die Welt der Menschen: damit der neugeborene Erdenbürger darin heimisch werde und sich ihr zugehörig fühle. Der Neugeborene muss sich als Mitglied der menschlichen Gesellschaft erfahren, sich dort willkommen fühlen und dadurch ein Interesse (im Sinn der Weckung der Sinne und der Aufmerksamkeit) dafür entwickeln, sich in diese Menschenwelt einzufügen. Keine der elementarsten menschlichen Fähigkeiten – nicht einmal den aufrechten Gang! – beherrscht der Mensch von Natur aus. Er muss sie erlernen – und er kann sie nur erlernen durch Nachahmung (Mimesis / Imitatio) dessen, was die Erwachsenen ihm vormachen. So ist der Mensch bereits in diesem elementaren Sinn auf Vorbilder angewiesen. Das Sprechen etwa kann er nur dadurch erlernen, dass ihm jemand vorspricht, dass er also angesprochen wird.

Vergesellschaftung meint Einfügung oder Einpassung in die Gesellschaft und ihre Ordnung, was nicht ohne einen gewissen Anpassungszwang (etwa in Form der Gewöhnung an Mahlzeiten) vor sich geht. Unter diesem Gesichtspunkt erfährt – was durchaus bedeutsam ist – das Kind schon sehr früh die gesellschaftliche und kulturelle Ordnung wie ein Gegenüber – konkret repräsentiert zunächst durch die Eltern – mit Erwartungen, die gewisse Abhängigkeiten erfahrbar werden lassen: Schon früh erfährt das Kind die Gesellschaft als einen „Raum“, in dem nicht alle Beliebigkeiten erlaubt sind, sondern der Spontaneitäten „organisiert“ und einschränkt. Damit beginnt der wichtige gesellschaftliche Formungsprozess. Es ist selbstverständlich, dass in der Perspektive einer freiheitlichen Gesellschaft die für

die Menschwerdung des Menschen unbedingt wichtige Einordnung, die schon sehr früh eingeübt werden kann und muss, nicht mit kritikloser Unterordnung verwechselt werden darf. Vor allem in einer Perspektive, die auf den «mündigen Bürger» als Endresultat zielt, ist eine Einordnung unverzichtbar.

- Perspektive / Ziel der Sozialisierung: das psychisch stabile, sozial verträgliche, wache, wissbegierige und somit schulfähige Kind.

b) Enkulturation (Kulturaneignung / Formung durch Kultur): Dieser Aspekt bezieht sich auf den Prozess der aktiven Aneignung der Kultur, auf die der Mensch als Kulturwesen für seine Menschwerdung im Prozess der Sozialisation angewiesen ist. Hier ist – stärker als bei der Sozialisierung – aktives Mitwirken (Interesse / Fleiß) erforderlich. Die Motivation dazu ist teilweise auch Resultat einer günstigen Sozialisierung (Weckung von Neugierverhalten, systematische Förderung der Ausdauer – etwa im Spiel – sowie Motivierung zur Leistungsbereitschaft). Nur aufgrund seiner Formung durch eine bestimmte Kultur erlangt der Mensch Charakter im Sinn von Prägung und Identität im Sinn von Unverwechselbarkeit. Beides wird somit um den Preis einer Einschränkung der ursprünglich uneingeschränkten menschlichen Möglichkeiten und damit auch um den Preis einer gewissen Vereinseitigung erkauft. «Während der Mensch grundsätzlich von unerschöpflicher Variabilität ist, muss er sich in der jeweiligen Kultur zwangsläufig vereinseitigen und vereindeutigen. Hier ist er nun nicht mehr der frei sich selbst Gestaltende, sondern der gleichförmig vorgeschriebenen Normen Gehorchende» (Michael Landmann).

- Perspektive / Ziel der Enkulturation: Der Mensch als Kulturträger, der sich durch Wertschätzung von Kultur auszeichnet und sich für die Weiterentwicklung, Förderung und Tradierung der Kultur mit verantwortlich weiß.

c) Individualisation (Individuierung / Personalisation / Personwerdung): In einer freiheitlichen Gesellschaftskonzeption sind keine unterwerfungsbereiten Kollektivwesen erwünscht, sondern autonome Subjekte, Individuen, Personen, «mündige Bürger». Sozialisation bedeutet in einer solchen Perspektive nicht nur Prägung durch eine bestimmte Kultur und Einpassung in das jeweilige Gesellschaftsgefüge, sondern vor allem Entwicklung von Individualität, persönlichem Charakter und autonomieorientierter Handlungsfähigkeit.

Personalisation ist vom Begriff der Entfaltung der Person zu unterscheiden. Während bei der Vorstellung der Entfaltung sich etwas von innen nach außen bewegt, unterstellt der Begriff der Personalisation eine Wechselbeziehung zwischen Gesellschaft, Kultur und Person. Ferner unterstellt er die Möglichkeit einer «sinngewandten, koordinierenden und verantwortlich gestaltenden Rückwirkung der Person auf die Faktoren Kultur und Gesellschaft». Diese Rückwirkung kann sich nach und nach bis zur «sozialen Innovation» steigern. Damit wird deutlich, dass die Personalisation ein aktiver Vorgang ist: Die Person «erleidet» ihn nicht, sondern sie «gestaltet» und «steuert» ihn. «Entscheidend ist, dass der Mensch als Person von einem gewissen Alter an die Fähigkeit besitzt, sich subjektiv wertvoll erscheinende Ziele selbst zu setzen: er wählt Vorbilder, strebt nach Idealen, formt Leitbilder der Lebensgestaltung und versucht, das alles auf seinem Lebensweg in sich zu realisieren. Das bedeutet, dass seine Entwicklung im Unterschied zu der aller übrigen Lebewesen kein bloß naturhaft im Spannungsfeld von Anlage und Umwelt ablaufender Prozess, sondern darüber hinaus ein bewusstes, selbstgesteuertes, als Aufgabe erlebtes Geschehen ist. Das Ich ist an der Gestaltung und Entfaltung seines Selbst maßgeblich beteiligt» (Heinz Rempflein).

Wie kaum eine andere Staatsform ist die Demokratie auf günstige Resultate

der Personalisation im Kontext der Sozialisationsprozesse ihres Nachwuchses angewiesen. Sie braucht mündige Bürger und darüber hinaus auch eine gewisse Anzahl von Persönlichkeiten mit Führungsqualitäten.

- Perspektive / Ziel der Personalisation: Der Mensch als Person / Persönlichkeit, als «mündiger Bürger», charakterisiert durch “soziale Tugenden”.

d) Moralisation (Wertaneignung / Ausbildung von Moralität und Gewissen): Moralität und Gewissen sind keine “Naturtatsachen”, sondern Sozialisationsresultate, Ergebnisse sozialer Erfahrungen. Darum ist es von entscheidender Bedeutung, welcher Art die sozialen Erfahrungen sind, die der junge Mensch macht, und wie er sie verarbeitet. «Es ist eine der Grundeinsichten der Anthropologie und der Sozialwissenschaften, dass für die Entwicklung des Menschen und seiner Anlagen mindestens soviel von der Umwelt, dem Milieu abhängt, wie von seinen angeborenen Anlagen. Das gilt auch für das Gewissen [...]. Nichts wäre verfehlter, als zu glauben, die in einer Gesellschaft allgemein geltenden sittlichen Standards seien angeboren. Das Gewissen wird, wie überhaupt der Geist des Menschen, durch die Gesellschaft geformt, in der es heranwächst” (Johannes Messner).

Die Moralität des Menschen ist in viel stärkerem Maße Resultat seiner Sozialisation als seiner Erziehung. Denn vorbildliches Verhalten ist dabei von entscheidender Bedeutung. «Das Gewissen fällt nicht vom Himmel. Wir erhalten ein sicheres Gespür für richtig und falsch von Eltern, die selbst wissen, wie man sich in einer bestimmten Situation verhält [...]. Kinder, denen solche Eltern fehlen, haben große Schwierigkeiten, ein starkes, sicheres Gewissen auszubilden [...]. Wir machen die Kinder zu Zeugen unseres eigenen Verhaltens. 'Moralische Intelligenz' erwirbt man nicht durch das Auswendiglernen von Regeln und Vorschriften oder durch abstrakte Schuldiskussionen und häuslichen Gehorsam. Vielmehr wachsen wir moralisch, indem wir lernen, mit anderen umzugehen und uns in dieser Welt zu verhalten – ein Lernprozess, der darauf beruht, dass wir uns zu Herzen nehmen, was wir gesehen und gehört haben. Das Kind ist ein Zeuge; es ist ein ständig wachsamer Zeuge der Moral Erwachsener – oder ihres Fehlens. Unablässig hält das Kind Ausschau nach Hinweisen auf richtiges Verhalten und findet sie in Hülle und Fülle in der Art und Weise, wie wir Erwachsenen unser Leben gestalten, Entscheidungen treffen und in unseren Handlungen unsere tiefsten Ansichten, Wünsche und Wertvorstellungen ausdrücken. Wir geben damit den jungen Beobachtern wesentlich mehr mit, als uns bewusst sein mag» (Robert Coles).

Damit dürfte deutlich geworden sein, wie entscheidend die sozialen Erfahrungen für die Entwicklung von Moralität und Gewissen sind. Deshalb verdient die Beschaffenheit des öffentlichen Sozialisationsklimas als der “Raum”, in dem heute die entscheidenden sozialen Erfahrungen gemacht werden, die größte Aufmerksamkeit. Für den Bereich der Bildung heißt das: Der reine Wissenserwerb genügt nicht! Gesichtspunkte der Moralisation müssen ein erheblich stärkeres Gewicht erhalten, als dies gegenwärtig der Fall ist!

Perspektive / Ziel der Moralisation: Der Mensch als moralisches Subjekt, das sich für seine Handlungen verantwortlich weiß und sich von der Unterscheidung richtig / gut oder falsch / schlecht / böse leiten lässt; das verantwortungsfähige und verantwortungsbereite Mitglied der Gesellschaft; der mündige Bürger in der Demokratie.

8. Plädoyer für eine familienpolitische Debatte in sozialisationstheoretischer Perspektive

Die Bedeutung dieser Erkenntnisse für die familienpolitische Debatte ist offenkundig. Es ist

ein grundlegender Unterschied mit weitreichenden Folgen, ob im öffentlichen Bewusstsein eine quasi-naturwüchsige Vorstellung über den Vorgang der Persönlichkeitsentwicklung vorherrscht oder ob dieser Vorgang in sozialisationstheoretischer Perspektive als ein ergebnisoffener, sehr störungsanfälliger und damit hochgradig gefährdeter betrachtet wird. Wer die gegenwärtige familienpolitische Debatte in sozialisationstheoretischer Perspektive verfolgt, kann nicht übersehen, dass zwar nicht ausdrücklich, aber doch faktisch noch immer eine quasi-naturwüchsige Vorstellung vom Vorgang der Persönlichkeitsentwicklung dominiert, wonach sie der Entfaltung eines genetischen Programms gleichkäme, so dass es letztlich nur eine Frage der Zeit wäre, bis aus dem neugeborenen Menschenkind eine gereifte Persönlichkeit im oben definierten Sinn geworden wäre. Die Redeweise von der „Entfaltung der Persönlichkeit“ und vor allem die von der „Betreuung“ des Kindes sind in dieser Hinsicht verräterisch. Für ein Tierjunges genügt Betreuung, ein Menschenkind braucht erheblich mehr als Betreuung, wenn es sich optimal entwickeln können soll: Es braucht intensive Zuwendung, intensive Kommunikation, intensiven „Umgang“ mit Erwachsenen, bewusst inszenierte bzw. arrangierte Voraussetzungen für förderliche soziale Erfahrungen.

Den fundamentalen Unterschied zwischen „Betreuung“ in „Betreuungseinrichtungen“ und liebender Zuwendung in der Familie als dem unersetzbaren Ort erster Liebeserfahrungen und fundamental bedeutsamer sozialer Erfahrungen kann letztlich nur die sozialisationstheoretische Perspektive einsichtig machen. Sie macht deutlich, dass die Familie die besten Voraussetzungen für eine optimale Persönlichkeitsentwicklung der Kinder in den ersten Lebensjahren bietet.

9. Sozialisation prägender als Erziehung

Eine wichtige Folge der sozialisationstheoretischen Perspektive besteht in der Erkenntnis, dass die Sozialisation den Menschen viel nachhaltiger prägt als seine Erziehung. Die Sozialisation prägt die Tiefenschichten der Person, vor allem auch ihre Sozialität und Moralität. Eine genaue begriffliche Unterscheidung von „Lernen“ im Allgemeinen, „Sozialisation“ als „sozialem Lernen“ und „Erziehung“ lässt den Unterschied und den Bedeutungsvorrang der Sozialisationsgesichtspunkte gegenüber den Erziehungsgesichtspunkten deutlicher werden:

- Lernen: Aneignung von Kenntnissen und Verhaltensweisen aufgrund von Lernerfahrungen in allen Lernfeldern des menschlichen Lebens.
 - Lernverfahren: „Ausprobieren“, Versuch und Irrtum, bewusstes Üben (Klavierspielen etwa).
 - Lernmotivation: entweder Interesse an der Sache (intrinsische Motivation) oder „sachfremde Gesichtspunkte“ wie etwa berufliches Verwertungsinteresse (extrinsische Motivation).
 - Lernergebnisse: Sachkompetenzen (Kenntnisse und Fertigkeiten).
- Sozialisation: Aneignung und Veränderung von Einstellungen und Verhaltensweisen in sozialen Lernfeldern (das heißt durch – direkten oder indirekten – Umgang mit Menschen), teils beabsichtigt, größtenteils unbeabsichtigt. Sozialisation ist Lernen durch Nachahmung von und Identifikation mit Vorbildern (im funktionalen, nicht unbedingt im moralischen Sinn verstanden) durch Teilnahme an Kommunikationsprozessen, teils direkt, teils indirekt (sozialisatorische Wirkung der Massenmedien), sowie durch (unbewusste) Anpassung an das jeweilige Sozialisationsmilieu.
 - o Lernverfahren: Imitation und Identifikation (größtenteils unbewusst und unbeabsichtigt).

o Lernmotivation: teils positiver, teils negativer Art:

- positiv: Nachahmungstrieb (vornehmlich beim Kleinkind) und (später) Wunsch nach Bejahung, Anerkennung und Zugehörigkeit;
- negativ: Angst vor Isolation als Triebfeder zu Anpassung und Angleichung an die soziale Umwelt (im positiven wie negativen Sinn der Bedeutung von Anpassung’).

• Erziehung: Unterscheidung zweiter Aspekte:

o Passiver Aspekt (Erzogenwerden): Erlernen bewusster Verhaltensänderungen durch Befolgen (Beherzigung’) von Anleitungen, die Heranwachsenden von Erwachsenen mit Absicht gegeben werden und sich (bei guter Erziehung) an die Einsicht (Folgsamkeit bzw. Vernunft) des Heranwachsenden richten (im Unterschied zu unbegründeten Gehorsamsforderungen als einer negativen Form von Erziehung’).

o Aktiver Aspekt (Erziehen): „Maßnahmen, die Erwachsene in Interaktion mit Heranwachsenden veranlassen, um Lernvorgänge hervorzurufen, die zu wünschenswerten Ergebnissen führen“ (Helmut Fend). – „Handlungen, durch die Menschen versuchen, das Gefüge der psychischen Dispositionen anderer Menschen in irgendeiner Hinsicht dauerhaft zu verbessern oder seine als wertvoll beurteilten Bestandteile zu erhalten oder die Entstehung von Dispositionen, die als schlecht bewertet werden, zu verhüten“ (Wolfgang Brezinka).

Der Bedeutungsvorrang der Sozialisationsgesichtspunkte gegenüber den Erziehungsgesichtspunkten ergibt sich insbesondere auch aus der Erkenntnis, dass die Sozialisationsresultate den bewussten Erziehungsmaßnahmen der Eltern, Erzieher und Lehrer nicht nur zuwiderlaufen können, sondern heute vielfach auch zuwiderlaufen, da das Sozialisationsmilieu die Persönlichkeitsentwicklung viel nachhaltiger beeinflusst als die bewussten erzieherischen Versuche der Einflussnahme. Insbesondere die Massenmedien erfüllen in vielen Fällen den (strafbaren?) Tatbestand der „Erziehungssabotage“ (Theodor Wilhelm).

Dieser Gesichtspunkt findet in den öffentlichen Debatten kaum Beachtung. Auch in der familienpolitischen Debatte, insbesondere bei der Frage der Auswirkung der Betreuungseinrichtungen auf die Persönlichkeitsentwicklung der Kinder fehlt er. Die öffentliche Debatte war in diesem Punkt vor Jahrzehnten einmal weiter als heute. So war der Zweite Familienbericht (1975) mit dem Titel „Familie und Sozialisation“ unter der Fragestellung abgefasst, wie es um die sozialisatorische Wirkung der Familien bestellt sei und inwieweit die Politik diese Wirkung verstärken könne. Darin wurde der Bedeutungsvorrang der Sozialisationsgesichtspunkte – auch innerhalb der Familie – gegenüber den Erziehungsgesichtspunkten wie folgt begründet: «Der Begriff der Erziehung bezeichnet nach dem herkömmlichen Sprachgebrauch die gezielte Einwirkung auf das Kind. Demgegenüber ist geltend zu machen, dass die Entwicklung des Kindes, sein Lernen von Gefühlen, Kenntnissen, Motivationen und Wertorientierungen keineswegs nur von ausdrücklich beabsichtigten Impulsen seiner Erzieher beeinflusst wird». Gegenüber dem noch umfassenderen Lernbegriff, so heißt es weiter, habe der Sozialisationsbegriff den Vorteil, «den spezifisch sozialen Charakter von Lernerfahrungen zu betonen und dabei die auch in diesem Bericht herausgehobenen gesellschaftlichen Bedingungen der Lernerfahrungen gezielt zu erfassen. Lernen erscheint als Sozialisation dadurch, dass die Lernfelder als Systeme sozialer Beziehungen gedeutet werden und der Lernende als Teilnehmer an Kommunikationsprozessen betrachtet wird (...). Sozialisation ist in diesem Sinne das durch die soziale Umwelt vermittelte Lernen von Verhaltensweisen, von Denkstilen, Gefühlen, Kenntnissen, Motivationen und Werthaltungen».

Die Erkenntnis, dass es sich bei der Sozialisation im Unterschied zur Erziehung um ungeplante, oft sogar unerwünschte und unkontrollierte Vorgänge handelt, die im wesentlichen über den natürlichen Drang des Kindes zur Nachahmung (Imitation / Mimesis) erfolgen, ist von grundlegender Bedeutung, auch für die Eltern. Ihre wichtigste Aufgabe besteht darin, das Familienleben so zu gestalten, dass es dem Kind möglichst günstige – im Idealfall optimale – Sozialisationsbedingungen bietet: ein Sozialisationsklima, das dem Kind ebensoviel Wärme und Geborgenheit bietet wie Anregungen und positive soziale Erfahrungen, so dass sich Körper, Geist, Seele und Gemüt gleichermaßen entwickeln können.

Die entscheidende Anfrage an jedes Sozialisationsmilieu lautet, welche Erfahrungen das Kind machen kann bzw. muss, welches menschliche “Klima” herrscht. Sozialisation ereignet sich in erster Linie durch die «Atmosphäre», in der das Kind aufwächst. Das bedeutet zum Beispiel: Es ist nicht nur entscheidend, was in Hörweite eines Kindes gesagt wird, sondern auch, wie es gesagt wird; nicht nur, was geschieht, sondern auch, wie es geschieht; etwa:

- die Art, wie Familienmitglieder miteinander umgehen: ob von Einfühlsamkeit, Taktgefühl und Rücksichtnahme bestimmt – oder von Grobheit und Rücksichtslosigkeit;
 - die Art, wie über Mitmenschen, Freunde, Bekannte, Nachbarn, Fremde gesprochen wird: ob eher von prinzipieller Menschenfreundlichkeit diktiert – oder eher von Menschenverachtung oder gar Zynismus;
 - die Art, wie über Politik gesprochen wird: ob im Wissen um die Schwierigkeiten politischer Gestaltung – oder in grober Vereinfachung und mit verächtlichem Unterton über die Politiker;
 - die Art, wie über “das Leben” gesprochen wird: ob eher oberflächlich – oder eher “mit Tiefgang” und gelegentlichen philosophischen und / oder humorigen Einsprengseln;
 - die Art, wie über die unausweichlichen Sinnfragen des Lebens gesprochen wird: über Leben und Tod, Glück und Unglück, Freude und Leid: ob sie in ihrer spannungsvollen Gegensätzlichkeit ausgehalten und gesprächsweise thematisiert – oder verschwiegen bzw. verdrängt werden;
 - die Art, wie die Gespräche über “das Leben” weltanschaulich-religiös “grundiert” sind: ob eher gottlos – oder eher von gläubiger Überzeugung geprägt:
- das und vieles andere mehr sind jene Faktoren, die in der Summe und im Zusammenspiel das Sozialisationsklima bestimmen und deren Wirkung den Sozialisationsprozess maßgeblich beeinflussen. Zur Verdeutlichung der spezifischen Wirkungsweise des Sozialisationsklimas kann bildlich gesagt werden, dass das entscheidende “Eingangsorgan” für die Sozialisation nicht in erster Linie das Ohr ist, mit dem das Kind etwa die elterlichen Ermahnungen und verbalen Anleitungen (=Erziehung) aufnimmt, sondern es sind alle Sinne des Kindes, mehr noch: die ganze Haut. Sozialisation, so hat man gelegentlich gesagt, ist das, was durch die «poröse Haut» des Menschen in ihn eindringt, was ihn mehr atmosphärisch als rational und kategorial erfassbar “beeindruckt” und “beeinflusst”. Jeder Erwachsene weiß, wie sehr ein Mensch auf einen anderen wirken kann, ohne dass man genau angeben könnte, worin diese Wirkung letztlich eigentlich besteht. Es bedarf einer spezifischen “Antenne” für Atmosphärisches, um das spezifische Sozialisationsmilieu einer Familie, die man als “sozialen Mutterleib des Menschen” bezeichnet hat, adäquat zu erfassen.

(Dr. Johannes Schwarte)

Grundlagen der Bindungstheorie

I Klassische Bindungstheorie nach John Bowlby

a) Grundgedanken

Die Bindungstheorie beschäftigt sich mit dem Bedürfnis des Menschen, eine enge Beziehung zu Mitmenschen aufzubauen. Sie erforscht ihre Entstehung und Veränderung und hat vor allem die frühe Mutter-Kind-Beziehung im Blick. Dabei fließen ethologische, psychoanalytische, entwicklungspsychologische und systemische Ansätze ein.

Der englische Arzt und Psychoanalytiker John Bowlby (1907 – 1990) gilt als der Begründer der Bindungstheorie. Er legte das Schwergewicht seiner Forschung vor allem auf reale und empirisch nachweisbare Gegebenheiten der Mutter-Kind-Beziehung, während die damalige Psychoanalyse stärker die Phantasien des Kindes bezüglich seiner Eltern im Blick hatte.

Bowlby beschrieb das Bestreben des Kleinkindes in den ersten drei Lebensjahren, sich emotional an die Mutter zu binden und diese Beziehung aufrechtzuerhalten. Durch Anklammern, Nachfolgen, Schreien und Lächeln versucht es, sich der Bindung zu vergewissern, sie zu aktivieren und Zuwendung zu erhalten. Normalerweise unterstützt die Mutter ihrerseits diese Bande. Auf eine drohende Trennung von ihr gibt das Kleinkind meist eine dramatische und panikartige Antwort. Gemäß der Sprache der Bindungstheorie aktiviert es nun sein Bindungssystem, um der Gefahr des Verlustes seiner Bezugsperson entgegenzuwirken.

Bowlby stellte fest, dass das Bindungsstreben des Kleinkindes nicht nur auf dem kindlichen Wunsch nach Nahrungsaufnahme beruht, sondern auch unabhängig davon seinem Wunsch nach Sicherheit und Wohlbefinden entspringt. Dabei konzentriert es sich normalerweise – sofern möglich – schon bald auf eine ganz bestimmte menschliche Person“, eben die Mutter. „Gute mütterliche Fürsorge“, so Bowlby, „die ihm von irgendeiner Frau zugewendet wird, befriedigt es bald nicht mehr, nur die eigene Mutter tut es.“ Das Kind besitzt seiner Meinung nach eine angeborene Prädisposition, sich in den ersten Jahren nach der Geburt eng an seine Mutter zu binden. Dieses starke Streben ist tief in der Evolution verankert und auch bei jungen Tieren immer wieder zu beobachten. Grund sei die Überlebenssicherung bei Gefahren von außen, wie etwa gegenüber wilden Tieren. – Später hat er diese Ausschließlichkeit allerdings relativiert. Auch der Vater oder die Großmutter etwa könnten als Bindungspersonen fungieren.

Daneben zeige das Kleinkind „exploratives Verhalten“, d.h. die Erforschung seiner Umgebung: Ein Kleinkind entfaltet es normalerweise, wenn es sich in der Bindung zur Mutter sicher fühlt. Es bewegt sich eine Zeit lang von ihr weg „in die Welt hinein“, muss sich aber öfter rückversichern, dass seine Bezugsperson noch da ist und es sicher zu ihr zurückkehren kann.

b) Mutter-Kleinkind-Trennung

Grundlage für eine günstige Entwicklung des Kleinkindes ist, so die klassische Bindungsthe-

orie, dass die Mutter sein Bindungsbedürfnis und das daraus resultierende Anklammern und Nachfolgen bejaht. Lehnt sie entsprechende Wünsche immer wieder ab, so entstehen nur zu leicht emotionale Schwierigkeiten. Viele Störungen, unter ihnen mit die schwersten, hat Bowlby im 2. Lebensjahr festgestellt, wo Anklammern und Nachfolgen ihren Höhepunkt erreichen.

Allgemeiner gesprochen: wesentliche Beeinträchtigungen der kindlichen Entwicklung entstehen durch Nichtberücksichtigung der Bindungsbedürfnisse des Kleinkindes. Bowlby hat seine Erkenntnisse vorwiegend aus direkten Beobachtungen gewonnen. So untersuchte er zu Beginn der 50er Jahre zusammen mit Robertson Kinder im Alter von 15 bis 30 Monaten, die für eine Untersuchung oder eine Operation in ein Krankenhaus oder Heim eingewiesen wurden. Dort erfuhren sie in traditioneller Weise Pflege und Essen von wechselnden Pflegerin-nen, ohne dass eine spezifische Bindung entstehen konnte. Besuch von ihrer Mutter bekamen sie täglich für kurze Zeit, aber häufig auch seltener. Bowlby und Robertson stellten fest, dass die untersuchten Kinder eine typische Folge von Verhaltensweisen zeigten, welche er in drei Phasen einteilte:

1. Protest: Das kleine Kind sucht seine Mutter wiederzugewinnen, weint laut, zeigt Wutattacken und Enttäuschung, wirbelt herum. Es überprüft jede ins Blickfeld geratene Person daraufhin, ob sie nicht seine Mutter sei. Ersatzpersonen lehnen manche Kinder in dieser Phase ab, andere klammern sich an ihnen fest.

2. Verzweiflung: Seine heftigen Bewegungen werden weniger und es wimmert häufig lang andauernd oder periodisch wiederkehrend vor sich hin, ist zurückgezogen oder apathisch und hat offensichtlich Trauer zu bewältigen. Manchmal interpretiert das Personal dieses Verhalten falsch in der Annahme, dass das Kind nun weniger Probleme mit der Situation habe.

3. Gleichgültigkeit: Die Verzweiflung löst sich auf und das Kind zeigt wieder etwas mehr Interesse für seine Umgebung. Es stößt die Pflegerinnen nicht mehr weg und sucht durch-aus die Gemeinschaft anderer. Die vorgegebene neue Stimmigkeit ist aber nur Schein. Kommt die Mutter zu Besuch, bleibt es distanziert, wendet sich gar weg, als ob es das Interesse an ihr verloren hat.

Das beobachtete Verhalten in den drei Phasen kommt bei Kindern mit guten und schlechten Elternbeziehungen zustande. Nur in krass ungünstigen Fällen kann es ausbleiben. – Dauert der Aufenthalt im Heim oder Krankenhaus länger an, so macht das Kind zunehmend desillusionierende Erfahrungen und kommt zur Überzeugung, dass eine zuverlässige Bindung nicht mehr möglich sei. Es gibt möglicherweise das Risiko, sich jemandem anzuvertrauen, ganz auf und richtet seine Wünsche nun vorwiegend auf materielle Dinge. So muss es nicht weitere Enttäuschungen erleben.

Diese publizierten Erkenntnisse von Bowlby und Robertson sowie ihr Film „A two-years-old goes to hospital“ führten in England und darüber hinaus zur Einführung des rooming-in, d.h. der gemeinsamen Beherbergung von Mutter und Kleinkind während eines notwendigen Krankenhaus-Aufenthaltes.

Bowlby ging davon aus, dass kindliche Verlassenheitsängste unvermeidliche Folge einer lie-

bevollen Beziehung sind. Ihr Nichtvorhandensein oder ihre nur geringe Ausprägung sind aufgrund seiner Beobachtungen häufig verbunden mit Mutter-Kind-Beziehungen, denen es an Liebe mangelt oder welche abrupt unterbrochen wurden. Das Kind mag dann in der Phase der „Gleichgültigkeit“ stecken geblieben sein, obwohl von außen der Eindruck seiner starken Unabhängigkeit entstehen kann. So genannte Autonomie, basierend auf Enttäuschung von Liebes- und Bindungsbedürfnissen, ist jedoch brüchig. Zwar ist ein Kind, welches mehr Liebe erfährt, kurzfristig gesehen oft abhängiger als andere, welche weniger Zuwendung bekommen haben. Aber es erhält eine Grundlage für spätere Sicherheit und Selbständigkeit, die dann auch echt und stabil ist.

1969 veröffentlichte Bowlby das Buch „Bindung – Eine Analyse der Mutter-Kind-Beziehung“ und begründete darin umfassend die Bindungstheorie. Viele seiner Annahmen sind mittlerweile bestätigt, andere erweitert oder modifiziert worden.

II Weitere Entwicklung der Bindungstheorie

a) Bindungstypen von Kindern in der „Fremden Situation“ und Bindungseinstellungen von Eltern

Die Bindungstheorie entwickelte sich neben und nach Bowlby weiter. Typologien des Bindungsverhalten von Müttern und Kindern, hinderliche und förderliche Faktoren für den Aufbau von Bindungen, mögliche Einflüsse anderer Bindungspersonen (z.B. Väter und Geschwister) auf das Kind, Konstanz und Veränderungen von Bindungsverhalten im Laufe des Lebens bis ins Erwachsenenalter u. a. wurden und werden untersucht. Verdienstvoll war für die neuere Entwicklung Mary Ainsworth, welche schon mit Bowlby zusammengearbeitet hatte und sich durch exakte Forschung verdient machte.

Ainsworth und Kollegen entwickelten eine Testsituation in der so genannten „Fremden Situation“, um Bindungsverhalten von Kleinkindern gegenüber ihren Müttern zu überprüfen und Bowlbys Bindungstheorie präzise zu untersuchen. In dieser Fremden Situation befindet sich die Mutter mit ihrem 12 – 18 Jahre alten Kind zuerst allein in einem Raum mit einer Spiel-ecke. In verschiedenen (insgesamt 8) mehrminütigen Phasen ist das Kleinkind dann zusammen mit der Mutter und der Testerin, anschließend nur mit dieser im Raum, darauf folgend wieder allein mit der Mutter, dann ganz allein und wieder mit der Testerin und schließlich mit der Mutter zusammen. Untersucht wird das Verhalten des kleinen Kindes hinsichtlich seines Bindungs- und Explorationsverhaltens in den verschiedenen Phasen. Dabei haben sich 4 Bindungstypen herauskristallisiert:

- Sichere Bindung. Diese Kinder zeigen ein angemessenes Verhältnis zwischen Nähe zur Mutter und explorativem Verhalten. Sie sind beunruhigt beim Weggang ihrer Bezugsperson, spielen aber auch mit der Testerin und beruhigen sich leicht wieder bei Wiederkehr der Mutter.
- Unsicher-vermeidende Bindung. Sie geben sich unbeeindruckt von der Trennung, leiden aber in Wirklichkeit mehr unter ihr als die sicher gebundenen Gleichaltrigen.
- Unsicher-ambivalente Bindung. Sie sind durch die Trennung irritiert, schwer zu beruhigen und reagieren mit Anklammern oder Verweigerung bei Wiederkehr ihrer Mutter.
- Desorganisierte Bindung (nach M. Main). Kinder dieses Bindungstyps äußern teils bizarre Verhaltensweisen, intensives Suchen nach Nähe und ebenso starke Ablehnung.

Sicher gebundene Kinder zeigen mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit auch später mehr Bindungssicherheit, ein besseres soziales Verhalten sowie weniger psychische Auffälligkeiten.

Main und Mitarbeiter entwickelten auch ein Interviewverfahren (Adult Attachment Interview) für Erwachsene, verwendet vorwiegend für Mütter. Sie wurden nach ihrer Bindungseinstellung gefragt und bezüglich ihrer Bindungsrepräsentanzen entsprechend klassifiziert. Diese Klassifikationen sind schließlich mit den verschiedenen Bindungstypen von Kindern in der Fremden Situation in Verbindung gesetzt worden. Zu nennen sind folgende Einstellungen von Müttern und auch von Vätern:

Autonome Bindungseinstellung. Diese Gruppe von Bindungspersonen zeigt Sicherheit und Selbstvertrauen, Geduld und Respekt. Sie sind einfühlsam und zuverlässig ihren Kindern gegenüber und hatten oft eigene Mütter mit entsprechenden Fähigkeiten. Ihre eigenen Kinder sind in der Mehrzahl sicher gebunden.

- Distanziert-beziehungsabweisende Bindungseinstellung. Mütter (und Väter) dieser Art haben häufig mangelnde elterliche Unterstützung und nicht selten auch Zurückweisung erfahren, verdrängen aber die Bedeutung dieser Erfahrungen für sich selbst. Ihre Kinder werden früh einem Leistungsdruck ausgesetzt, deren Wünsche nach mehr Kontakt und Zuwendung jedoch ignoriert. Sie haben eher unsicher-vermeidend gebundene Kinder.
- Präokkupierte, verstrickte Bindungseinstellung. Solche Bezugspersonen haben oft die Probleme und Schwierigkeiten mit ihrer Eltern nicht verarbeitet. Sie geben ihren Kindern zu wenig Schutz und Beruhigung und erschweren deren Ablösungsprozess. Sie erscheinen in den Augen ihrer Kinder schwach, verwöhnen sie und rufen Schuldgefühle bei ihnen hervor. Sie haben eher unsicher-vermeidend gebundene Kinder.
- Von Traumata geprägte Bindungseinstellung. Hierzu zählen solche Bezugspersonen, welche unter nicht abgeschlossenen Trauerprozessen leiden oder nicht verarbeitete Misshandlungen oder sexuellen Missbrauch erlebten. Dem Kind wird häufig die Führung in der Beziehung überlassen. Generationsgrenzen werden überschritten und das Kind kommt in eine Art Therapeutenrolle. Sie haben vermehrt Kinder des desorganisierten Bindungstyps.

Die oben dargestellten Zusammenhänge sind statistisch eindrucksvoll belegt. So haben in vorliegenden Untersuchungen autonome Eltern zu 75 % und mehr sicher gebundene Kinder. Die Resultate der anderen drei Gruppierungen liegen etwas niedriger.

Eine Schwäche dieser Art von Forschung ist trotz ihres Erkenntnisgewinnes allerdings, dass sie recht formal klassifiziert und die hinter den gezeigten mütterlichen und auch kindlichen Verhaltensweisen verborgenen Motive, Inhalte und Phantasien nicht deutlich macht.

b) Mütterliche Feinfühligkeit

Ainsworth präziserte zusammen mit Mitarbeitern mütterliche Feinfühligkeit gegenüber ihrem Baby wie folgt: Eine feinfühlig Mutter

- zeigt ihrem Säugling gegenüber wache Aufmerksamkeit, wodurch das Kind sich wahrgenommen fühlt,
- reagiert schnell auf Signale des Babys. So kann es Spannung mildern und ein Gefühl von Effektivität des eigenen Verhaltens bekommen,
- versteht Äußerungen ihres Kindes aus seiner Situation heraus und nicht gemäß ihrer eigenen Bedürfnisse, wodurch dieses sich verstanden fühlt,
- antwortet angemessen. So lernt der Säugling seine Verhaltensweisen differenziert einzusetzen.

Respektiert eine Mutter ihr Baby in seinen individuellen Eigenarten und ist einfühlsam, so fördert sie seine Sicherheit und seine sozialen Fähigkeiten. Empirisch ist gut belegt, dass hohe mütterliche Feinfühligkeit zu einem ausgewogenen und harmonischen Verhalten und Befinden des Säuglings führt. Es hat Vertrauen in die Präsenz und Hilfsbereitschaft der Mutter und weiß um sie als Sicherheitsbasis beim Erforschung seiner Umgebung. Es bildet mit fortschreitender Zeit ein differenziertes sog. „inneres Arbeitsmodell“, welches ihm Richtlinien und Maßstäbe für die gegenwärtige und zukünftige Gestaltung von Beziehungen gibt. Erfahren Säuglinge und Kleinkinder diese Feinfühligkeit nicht, so demonstrieren sie zunehmend Autonomie gegenüber ihren Müttern oder sie zeigen vermehrte Ängstlichkeit und Unausgewogenheit in ihren Stimmungen.

Wie auch unter 2a) dargelegt, stehen positive Bindungserfahrungen in früher Kindheit mit späterer Bindungssicherheit sowie umgekehrt schwierige frühe Einflüsse mit späteren psychischen Einschränkungen in Zusammenhang. Allerdings darf nicht von einem linearen Ansatz ausgegangen werden. Eine gute und sichere Bindungsbeziehung kann sich in eine unsichere wandeln und umgekehrt, zumal neue Erfahrungen und Personen im weiteren Leben hinzukommen. Auf jeden Fall aber belegt die Bindungsforschung, dass die feinfühligkeitsvolle Einführung von Müttern bereits in ihr Baby und Kleinkind einen mächtigen Einfluss auf deren spätere psychische Entwicklung hat.

c) Die Bedeutung des Vaters für das Kleinkind

Nach Auffassung der Bindungstheorie wird eine Bindung eines Kleinkindes zu einer erwachsenen Person auch dadurch deutlich, dass diese dem Kind in Belastungssituationen und in neuer Umgebung als zentraler Bezugspunkt dient. Demnach kann auch ein Vater diese Position einnehmen. Wir wissen nun, dass in unserer Kultur Säuglinge und Kleinkinder schon früh eine Bindung auch an ihn entwickeln. In einer Langzeituntersuchung hatten alle untersuchten Kleinkinder im zweiten Lebensjahr eine Bindung an ihre jeweiligen Väter entwickelt, auch an diejenigen, welche sich nicht an der Säuglingspflege beteiligt hatten. Allerdings betont die Bindungsforschung, dass – trotz Überlappungen – im Wesentlichen unterschiedliche Verhaltensweisen von Müttern und Vätern ihre Bindungen zu ihren Säuglingen und Kleinkindern bestimmen. Die Mutter als Sicherheitsbasis wird vom Kind gern in Situationen, welche mit Angst, Ärger oder Trauer behaftet sind, als „sicherer Hafen“ benutzt. Dort erhält es verlässliche Zuwendung und Trost. Der Vater fungiert als Sicherheitsbasis eher bei der Ermunterung zur und der Beteiligung an der Erforschung der Umwelt, wodurch das Kleinkind sich „die Welt zueigen machen kann“. Er ist der interessante andere Partner and Anreger, welcher motiviert, auch Neuartiges zu wagen.

Anfangs wurde der Vater in der Bindungsforschung eher als zweitrangige Bindungsperson betrachtet, später rückte er mehr ins Blickfeld. So wurden von K. und K.E. Grossmann et al. in einer Langzeituntersuchung ein statistisch relevanter Zusammenhang zwischen väterlicher

feinfühligere Herausforderung im Spiel mit seinem zweijährigen Kind und dessen späterer Entwicklung von Bindungsfähigkeit, Selbstvertrauens und sozialem Verhalten hergestellt. Die Feinfühligkeit des Vaters im Spiel zeigt sich durch seine Vermittlung von Zuversicht bei kindlicher Ängstlichkeit, der Aktivierung von Neugierde und ihrer Umwandlung in konkretes Handeln, seinen Angeboten von neuen realisierbaren Ideen sowie im väterlichen Loben, Lehren und Vormachen. Sie wird auch deutlich durch sein bedingungsloses Respektieren seines Kindes als Spielpartner. Väterliche positive Spieleinstellung steht in statistisch signifikantem Zusammenhang mit der Güte seiner Kontaktaufnahme zum Kind bereits als Säugling sowie seiner positiven Haltung überhaupt zu Familie und Kind.

Kinder feinfühligere Väter im Spiel zeigten gegenüber anderen später – im erneut untersuchten Alter von 10 und 16 Jahren – ein positiveres Bild von sich selbst und mehr Vertrauen in die Zuwendungsbereitschaft anderer. Sie waren dann auch weniger ängstlich und besaßen mehr emotionale Sicherheit in neuen herausfordernden Situationen. Ihre Vorstellungen bezüglich Freundschaften sowie guter Partnerschaft gingen stärker in Richtung Einfühlung und Berücksichtigung von Gefühlen und Wünschen anderer, nachweisbar auch noch im Alter von 22 Jahren.

In weiteren Untersuchungen wurde die Bedeutung des väterlichen Engagements und seiner einfühlsamen Beziehung für die intellektuelle Entwicklung seiner Kinder nachgewiesen.

Umgekehrt dürfen auf der Basis dieser Erkenntnisse psychische Schwierigkeiten eines Kindes bezüglich Selbständigkeit und mangelndem Vertrauen in sich und andere nicht mehr allein auf eine unsichere Mutter-Kind-Bindung zurückgeführt werden. Sie weisen möglicherweise auf eine ungenügende bzw. nicht einfühlsame und inkompetente Vaterbeziehung hin. Denn neben Müttern haben eben auch Väter eine große Bedeutung für die Entwicklung ihrer Kinder, wenn auch häufig in anderer Weise. Fachlich ausgedrückt wirkt die Feinfühligkeit der Mutter mehr durch Beruhigung des aktivierten kindlichen Bindungsverhaltenssystems, väterliche Feinfühligkeit eher im Bereich des aktivierten kindlichen Explorationsverhaltenssystems.

III Offene Fragen

Es stellt sich die Frage, inwieweit die Funktion der Mutter als primäre Bezugsperson in ihrer Beziehung zu ihrem Kleinkind während seiner ersten drei Lebensjahre zeitlich reduziert oder ergänzt werden kann. Auffällig ist, dass aktuell im deutschsprachigen Raum von führenden Vertretern der Bindungstheorie nicht selten nachdrücklich betont wird, dass mehrere Bezugspartner für ein Kleinkind möglich seien und es vor allem auf die Qualität der Mutter-Kind-Beziehung ankäme, nicht so sehr auf ihre Quantität. Zweifellos hat die Mutter mittels Schwangerschaft und Geburt, hormoneller Vorgänge und ihrer Entscheidung für ihr Kind ein deutliches Plus, es einfühlsam großzuziehen und zu fördern. Wir haben aber auch gesehen, dass der Vater – wenn auch in einer vorwiegend anderen Rolle – eine wichtige und förderliche Bezugsperson sein kann und sollte. Verwandte, vielleicht Nachbarn und andere Personen kommen hinzu und vermögen die Erfahrungen des Kleinkindes bereichern. Aber kommt es wirklich nur auf die Qualität der Mutter-Kind-Beziehung an und wo sind die zeitlichen Grenzen bezüglich einer kontinuierlichen Mutter-Kind-Trennung, verbunden mit externer Betreuung?

Ahnert vertritt folgende Meinung: Der Einfluss von Hormonen auf mütterliches Verhalten ist bereits bei Primaten durch Lernvorgänge und soziale Erfahrungen ergänzt worden. Mütterliche Fürsorge im umfassenden Sinn werde bei höheren Säugetieren auch unabhängig

von hormonellen Prozessen durch „höher entwickelte kortikale Prozesse“ gesteuert, womit auch Nicht-Mütter diese zeigen können. Bowlbys Aussage, dass eine einfühlsame und kontinuierlich präsente Mütter das Optimum für das dann sicher gebundene Kleinkind sein, sollte relativiert ja. aufgegeben werden. Ahnert betont die „multiple Determiniertheit der Mutter-Kind-Beziehung“ und extrahiert einzelne Komponenten aus der ganzheitlichen Mutter-Kind-Bindung. Etwa könne zwischen dem Sicherheitssystem und dem Zuneigungssystem unterschieden werden. Beide bestimmen die Bindungsbeziehung, könnten aber getrennt voneinander operieren. Folglich sei es möglich, gleichwertig unterschiedlichste Betreuungsarten zu entwickeln und nebeneinander aufrechtzuerhalten. In diesem Zusammenhang verweist sie auch auf die Tageskrippenbetreuung. Hier nehmen die Erzieherinnen, wie Untersuchungen zeigten, zweifellos eine andere Rolle ein als Mütter. Erzieherinnen sind schwerpunktmäßig für die Gestaltung des Gruppenlebens zuständig und würden die Mütter nicht ersetzen. Die Zuwendung bis ins Körperliche gehend ist dann am späteren Tag bei der Mutter dran und könne bei richtiger Ausrüstung zufrieden stellend befriedigt werden. Die Plastizität von genetisch vorgeprägtem Verhalten, so Ahnert, sei aus Sicht moderner evolutionsbiologischer Betrachtungen die eigentliche evolutionäre Errungenschaft, was neue Bindungstheorie-Modelle und verschiedenartige Betreuungsmöglichkeiten, auch parallel zueinander beim selben Kind, erfolgreich zuließen. – Solche Argumenten zielen letztlich auf eine Minderung bzw. Relativierung der Bedeutung der Mutter für das Kleinkind hin.

So plausibel und „modern“ diese Aussagen auf den ersten Blick vorwiegend unter der Überschrift „Widersprüche in der klassischen Bindungstheorie und ihre Grenzen“ auch erscheinen, stellt sich doch die Frage, ob sie nicht auch „Widersprüche in der so genannten modernen Bindungstheorie in Deutschland und ihre Grenzen“ widerspiegeln. Man würde sich in Interesse der Kleinkinder deutlichere Hinweise etwa auf Grenzen der Plastizität und der Trennung zwischen einem Zuwendungs- und Sicherheitssystem bei einer gedeihlichen Betreuung von Kleinkindern wünschen. Dies bietet aber die repräsentative deutsche Bindungstheorie gegenwärtig kaum oder nur zaghaf. Die derzeitige Krippendebatte macht dies deutlich.

Tatsache ist, dass

- der Nachwuchs höhere Säugetiere durchgängig von seinem jeweiligen Muttertier groß-gezogen wird,
- auch in der Geschichte der menschlichen Gemeinschaft Kleinkinder ganz überwiegend von ihren Müttern betreut wurden,
- Kleinkinder sehr gut selbst die Ausrüstung zwischen Nähe und Autonomiestrebungen gegenüber der Mutter bestimmen können. Eingriffe von außen verzerren diesen Prozess mit fraglichen Folgen.
- in den ersten Jahren des Lebens das emotionales Lernen überwiegt, d.h. Wünsche nach Zuwendung, Sicherheit und Lernen eine Einheit bilden und für eine optimale Entwicklungsmöglichkeit ganzheitlich zusammengehören.
- Kinder bis drei Jahre nach zeitlich umfassender Trennung von ihren Müttern, auch bei Eingewöhnungszeiten, in der institutionellen Tagespflege mit starkem und messbarem Stress reagieren. Dort zeigen sie in der Regel lang andauernd erhöhte Werte des Stresshormons Cortisol, zum Nachteil ihrer körperlichen und psychischen. Erlaubt die Evolution hinsichtlich der Betreuung von Kleinkindern wirklich diese Art von Auseinanderdividierung zwischen Zuwendungs- und Sicherheitssystem mittels ihrer genetischen Plastizität als gleichberechtigte Variante ohne nachteilige Wirkungen? Warum lässt sie es dann zu, dass Kleinkinder in solchen Fällen diese massiven und ungesunden Stresserscheinungen zeigen?

- Müttern von Kleinkindern diese täglichen längeren Trennungen oft ebenfalls wehtun. Ist das lediglich ein Abbild von gesellschaftlichen Vorurteilen oder eher Ausdruck ihres ge-netisch verankerten Bindungssystems, das nun alarmiert ist?
- die neuesten Ergebnisse der großen amerikanischen NICHD – Studie aufzeigen, dass Kinder, welche in Krippenerziehung waren, statistisch relevant auffälliger in ihrem Verhalten sind als andere, und zwar umso mehr, je früher und umfassender sie dort untergebracht wurden. Das gilt auch für Krippen guter Qualität. Sie zeigen durchschnittlich vermehrte, wenn auch keine klinisch relevanten Aggressionen in ihrer Schule mit 12 Jahren (bei der vorläufig letzten NICHD-Untersuchung). Die bei sehr guten Krippen im Vorschulalter festgestellten sprachlichen und kognitiven Vorteile fallen dagegen im Schulkindalter weg.

Entsprechende Ergebnisse werden derzeit gern heruntergespielt bzw. relativiert. Sicherlich ist die Psyche der meisten Kleinkinder plastisch genug, um auch länger andauernde Trennungen von ihrer jeweiligen Mutter zu verkraften und mittels Krippenerziehung eine tägliches Auseinanderklaffen zwischen ihrem Sicherheits- und Zuneigungssystem zu ertragen. Die Frage ist aber, um welchen Preis. Übrigens muss sogar gefragt werden, ob und wann sie sich in der Krippe wenigstens wirklich sicher fühlen.

Wir alle sollten bemüht sein, den Kindern zu einer optimalen Entwicklung zu verhelfen, soweit dies irgend möglich ist. Richten wir den Blick aufgrund einseitig erwachsener Interessen statt dessen nur darauf, was dem Kind (angeblich) nicht bzw. nicht dauerhaft schadet, gehen wir einen falschen Weg und missachten die Möglichkeit der Entfaltung des vollen kindlichen Potenzials. Das bringt langfristig auch gesellschaftliche Nachteile mit sich. Da helfen auch keine eher spitzfindig erscheinenden Argumente bezüglich der Variabilität und Sonderfällen der Evolution und der menschlichen Geschichte sowie der starken Flexibilität des Kleinkindes.

Zwar halten führende deutsche Vertreter der Bindungstheorie bessere qualitative Bedingungen von Kinderbetreuungseinrichtungen für Kleinkinder für wünschenswert oder gar notwendig. Manche weisen sogar auf Risiken bei ihrer zeitlich exzessiven Anwendung hin. Mehrheitlich mildern sie jedoch Bedenken bezüglich Krippenerziehung. Nicht selten unterstützen sie „auf wissenschaftlicher Grundlage“ diese Ansätze und beruhigen so Vorbehalte gegen den aktuellen umfassenden Ausbau von Kinderkrippen.

Nicht zuletzt beruft sich das Familienministerium auf Ergebnisse der Bindungsforschung. In seiner Antwort auf eine Anfrage im Bundestag im Winter 2007 behauptet der zuständige Staatssekretär, dass Ergebnisse der Bindungsforschung auf internationaler Ebene das Ergebnis bringen, dass Kinder, welche in den ersten drei Lebensjahren in Kinderbetreuungseinrichtungen zusätzliche Förderung erfahren haben, «keine länger andauernden Belastungen in der Bindungsentwicklung» aufzeigen. «Die internationale Forschung und der Ländervergleich zeigen, dass ein gut ausgebautes Kinderbetreuungssystem auch und gerade für Kinder unter 3 Jahren positive Wirkungen zeigt.» So sehr zweifelhaft diese Aussagen sind, muss der Staatssekretär bezogen auf Deutschland immerhin folgendes zugeben: «Auch wurden keine Studie durchgeführt, in der – unter Einbeziehung der Bindungsentwicklung – langfristig Entwicklungsprozesse bei Kindern untersucht werden, die in der frühen Kindheit unterschiedliche Formen von Betreuung erfahren haben.» Warum nicht? Auf welcher Grundlage aber wird dann der Krippenausbau in Deutschland vorangetrieben? Das bleibt unklar. Stattdessen verweist er bezüglich Bindungsforschung allgemein auf zwei deutsche Forschungsstätten bzw. Institute, die wegen ihrer vorwiegend krippenfreundlichen Haltung bekannt sind.

(Burghard Behncke)

Bindung und Bildung in der frühkindlichen Entwicklung

I Bildung

Der Bildungsbegriff hat sich im Laufe der Jahrhunderte gewandelt. War in früheren Zeiten Bildung auf die Gottesebenbildlichkeit bezogen, so hat Wilhelm von Humboldt ihn in Form des klassischen Bildungsbegriffes neu gefasst. Für ihn standen nicht empirisches Wissen, sondern die Aktivierung aller Kräfte zur Ausbildung der Persönlichkeit und ihre Erlangung von Individualität und Mündigkeit in der Gesellschaft im Vordergrund. Es ging ihm nicht um wirtschaftliche Interessen oder politische Ziele, sondern um die Reifung und Kultivierung des Menschen als Wert an sich. In der heutigen Pädagogik wird Bildung meist ebenfalls weit gefasst. Sie wird etwa als Bemühen eines Menschen angesehen, im Laufe seiner langen Entwicklung seine geistigen, kulturellen und lebenspraktischen, sozialen und personalen Kompetenzen zu erweitern und zu vervollkommen. Der Erwerb von Bildungsgütern und Kulturtechniken sowie ihre kritische Reflektierung wird ebenso genannt wie selbstbestimmtes Handeln, Einfühlung in andere Menschen und die Natur, Verantwortungsbewusstsein und die Liebe für Kultur, das Schöne und Wahre. Sowohl die eigene Entfaltung der Individualität wie der gesellschaftliche Nutzen spielen eine Rolle. Solch ein Bildungsbegriff schließt kognitive Fähigkeiten wie reines Wissen und intellektuelle Fähigkeiten ebenso mit ein wie Sprache, geht aber weit darüber hinaus und sieht ihre Erlangung mehr als Mittel denn als Ziel an.

Dabei sind Überschneidungen mit dem Begriff Erziehung anzutreffen. Jedoch ist Erziehung mehr auf soziales Verhalten und entsprechende ihnen zugrunde liegende Einstellungen, Werthaltungen und Regeln ausgerichtet. Sie bezieht sich vor allem auf die Einwirkung von Erwachsenen auf die junge Generation. Das muss bei der Bildung nicht unbedingt der Fall sein, zumal diese auch ein innerer Vorgang ist. Bei der Erziehung spielen Zuwendung und Wertschätzung eine große Rolle. Nach Herman Nohl ist ein pädagogischer Bezug mit positiven Emotionen, Liebe, Zuneigung und Vertrauen verbunden. Brezinka sieht den Erwerb von Grundvertrauen, Lebensbejahung, Optimismus, Offenheit und Bindungsfähigkeit als wesentliche Ziele der Erziehung an.

Im Alltagsdenken wird Bildung heute gern mit Belehrung und reiner Wissensvermittlung gleichgesetzt. Auch in der jüngsten Debatte um frühkindliche Bildung tritt häufig ein verkürzter Bildungsbegriff in Erscheinung, reduziert auf Sprachfähigkeit, Wissen- und Denkleistungen. Diese würden in der Familie oft zu wenig vermittelt und bedürften schon bei Zwei- bis Dreijährigen einer frühen Förderung durch „Professionelle“.

II Bindung

Die Bindungstheorie beschäftigt sich vorwiegend mit dem Bedürfnis des jungen Menschen von Geburt an, eine intensive Beziehung zu Mitmenschen aufzubauen. Ihr Begründer John Bowlby hatte besonders die frühe Mutter – Kind – Beziehung im Blick. Er erkannte auf der Grundlage empirischer Forschungen, dass ein Kleinkind von früh an das Bestreben haben, sich eng an ihre Mutter zu binden und diese Bindung unbedingt aufrechtzuerhalten. Sie gewährt ihm Sicherheit und emotionales Wohlbefinden. Bowlby geht davon aus, dass

das Bindungsverhalten zwischen Mutter und Kind ein Erbe der Evolution ist und dem Kleinkind, ebenso wie den Tieren, gegenüber Gefährdungen von außen Überleben und Nahrung sichern. Frühe Mutter-Kind-Trennungen können nach ihm auf das Kind traumatisch wirken und seine spätere Bindungs- und Liebesfähigkeit behindern, aber auch andere psychische und körperliche Bereiche beeinträchtigen. – Mary Ainsworth hat Bowlbys Lehre weiter ausgebaut und das Bindungsverhalten von Kleinkindern und ihren Müttern versucht messbar zu machen und zu typologisieren. – Spätere Forschungen haben Bowlby weitgehend bestätigt und die Bindungstheorie erweitert. So weiß man nun, dass sich das Bindungsverhalten des Kleinkindes auch auf den Vater oder anderen enge Bezugspersonen beziehen kann.

Die besondere Qualität der Mutter-Kind-Bindung zeigt sich – unabhängig von den Erkenntnissen der Bindungstheorie – auch darin, dass neurophysiologische Prozesse einen starken Einfluss auf sie ausüben. Dabei spielen insbesondere das Hormon Oxytocin und seine Rezeptoren eine Rolle. Es wird bei der Geburt und beim Stillen von der Hypophyse der Mutter ausgestoßen, hat eine beruhigende bis hin zur opiumartige Wirkung auf sie und hilft ihr, eine intensive Bindung zum Kind aufzubauen („Treuehormon“). Nicht nur Mütter produzieren in Verbindung mit ihrem Kleinkind Oxytocin, sondern auch umgekehrt Kleinkinder im Körperkontakt mit ihr.

Darüber hinaus sind soziale Komponenten, insbesondere das Erlernen von Mütterlichkeit, wesentlich für die Güte der Mutter-Kind-Beziehung. Auch wenn andere engere Bezugspersonen adäquate Fürsorglichkeit und eine Art mütterliches Verhalten zum Kind entwickeln können, so hat die Mutter doch normalerweise vorrangige Bedeutung für dieses.

Voraussetzung dafür, dass ein Kleinkind Sicherheit und Vertrauen in sich und die Umwelt bekommt, ist der Aufbau einer stabilen Bindung. Nur so kann es eine positive Erwartungshaltung und Neugierde der Welt gegenüber entwickeln. Im Dialog mit der Mutter und der Familie lernt es zu sprechen und sich mit der engeren Umgebung vertraut zu machen. Nicht nur im 1. Lebensjahr, sondern weit darüber hinaus bedarf es der kontinuierlichen Rückversicherung und des zuverlässigen Kontaktes zur Mutter und evtl. einer anderen eng vertrauten Bezugsperson, um sich die Welt zunehmend zu erschließen und Bildung im umfassenden Sinne zu erlangen. Eine täglich längere Trennung von seiner Mutter, etwa um in einer Kindertagesstätte untergebracht zu werden, beantwortet es auch im 2. und 3. Lbj. eine Zeit lang mit Angst und Verzweiflung. Als Folge können seine Lernfähigkeit und somit seine Aufnahmefähigkeit für Bildung im weitesten Sinne beeinträchtigt werden.

Erst mit 3 Jahren hat das Kind im Durchschnitt das eigene Mutterbild so konstant und stabil verinnerlicht, dass es dieses bei Trennungen aktivieren und so Trost finden kann. Voraussetzung dafür ist allerdings, dass das Kleinkind nicht vorher durch übermäßige Trennungen zu sehr enttäuscht und geängstigt wurde. Auch ist jetzt ein auf die Zukunft gerichtetes Zeitgefühl so weit vorhanden, dass es dem Kind das Vertrauen zu geben vermag, dass seine Mutter schon wiederkommen wird. In zurückliegenden Jahren lebte es vorwiegend im Hier und Jetzt mit der Tendenz, längere Trennung etwa so zu interpretieren: „Meine Mutter ist weg. Weg ist weg, ich habe sie (vielleicht für immer) verloren.“ Die Konstanz des inneren Mutterbildes und das bessere Zeitverständnis sind u.a. Gründe dafür, dass normalerweise Kindern von 3 bis 4 Jahren der Eintritt in den Kindergarten empfohlen werden kann.

III Bindung und Bildung in den ersten Lebensjahren

Von verschiedenen Seiten wird derzeit die Forderung erhoben, dass eine frühkindliche professionelle Bildung nicht erst im Kindergarten bei 3 – 4-jährigen Kindern, sondern schon früher in Kinderkrippen ansetzen sollte. Man verspricht sich davon eine allgemeine Steigerung der kindlichen Leistungsfähigkeit sowie auch eine bessere Förderung von Kindern aus sozial schwachen sowie aus Migrantenfamilien. Was in den ersten Lebensjahren versäumt wird, könne die Schule nicht aufholen.

Das Familienministerium argumentiert in diese Richtung, in Einklang mit der Wirtschaft. Auffallend ist, dass der oben dargestellte Bildungsbegriff nun stark reduziert ist. Oft wird in diesem Zusammenhang nur noch von Wissen, Sprache sowie kognitive Fähigkeiten (intellektuelle Fähigkeiten) gesprochen. Gern wird Bezug auf Naturwissenschaft, Technik, Medien, aber auch ästhetische Bildung genommen. Ein Professor einer großen Unternehmensberatungsfirma fordert, dass die Kinder schon früh, beginnend in den ersten Lebensjahren, für den globalen Wettbewerb gerüstet werden müssten. In Familien und manchen Kindergärten herkömmlicher Art würden sie lediglich betreut, es fehle aber die notwendige Bildungsförderung. In romantischer Idealisierung werde das Kind aus sich selbst heraus als wertvoll betrachtet mit dem Ziel, die reine Natur des Kindes zu wahren. Der Versuch, den Kindern ihre Kindheit zu belassen, habe aber zur Abtrennung von ernststen Lebensbereichen und zu ihrer Vernachlässigung geführt. – Die Forderung nach Curricula der frühkindlichen Erziehung, starken Qualitätskontrollen, Kindergartenpflicht, mehr Investitionen in frühkindlicher Bildung unter Einfrieren des Kindergeldes, Akademisierung der Erzieherausbildung, bessere Möglichkeiten der Berufstätigkeit von Müttern bei Vereinbarkeit von Beruf und Erziehung schiebt er als Forderungen nach. Auffällig ist, dass mit keinem Wort Persönlichkeitsbildung, die selbstbestimmte Entfaltung der Individualität, das freie und kreative Spiel sowie die Förderung der Liebes- und Bindungsfähigkeit erwähnt werden. Stattdessen fällt der Begriff „Humankapital“, welches als Ressource in Zusammenhang mit volkswirtschaftlichen Überlegungen und Zahlen gebracht wird.

Wie steht es nun um den Erfolg von frühkindlicher Bildung in Kinderkrippen, bezogen auf einen Bildungsbegriff, der vor allem Sprache und kognitive Fähigkeiten im Blick hat? Schon in einer früheren Untersuchung musste die amerikanische empirische Krippenforscherin K.A. Clarke-Stewart bedauernd feststellen, dass entsprechende Vorsprünge, welche durch Bildungsförderung in guten Tageskrippen erzielt werden konnten, sich im Schulkindalter verflüchtigen.

Dies bestätigen die 2007 veröffentlichten Zwischenergebnisse der bekannten NICHD – Studie, in welcher mehr als 1300 amerikanische Familien über eine lange Zeitspanne wissenschaftlich begleitet werden. In früheren Ergebnissen (2002) hatten solche Kleinkind- und Vorschulkinder einen – wenn auch nicht erheblichen – durchschnittlich einen sprachlichen und kognitiven Vorsprung, die in child care centers (unseren Kinderkrippen ähnlich) betreut wurden. Er ist aber bei den entsprechenden 12-Jährigen nicht mehr vorhanden gewesen. Warum dann dieser Aufwand, fragt man sich? Die auch im Kleinkindalter bereits festgestellten Verhaltensprobleme von Krippenkindern – ebenfalls nicht erheblichen Ausmaßes – sind dagegen noch mit 12 Jahren im Vergleich zu anderen festgestellt worden.

Es gibt eine italienische Untersuchung von G. Fein, welche belegt, dass Kinder, welche schon vorher wenig soziale Kontakte aufwiesen und als schwierig galten, es häufig in Krippen besonders schwer hatten und dort keineswegs die Kompensation erfuhren, welche sie bräuchten. Auch für sie sollten nach Möglichkeit bessere Lösungen gefunden werden.

Somit ist die derzeitige Bildungsoffensive für Kinder vor dem vollendeten 3. Lebensjahr, verbunden mit einer umfassenden Erweiterung von Krippenplätzen, zurückzuweisen. Da daneben das Risiko besteht, dass parallel dazu der stabile Aufbau der Bindungsfähigkeit des Kindes geschwächt wird, muss von solcher Initiative doppelt abgeraten werden. Gelingt Kindern ein adäquater Bindungsaufbau nicht, so besteht die Gefahr, dass sie später auch in anderen Bereichen, etwa bei Schul- und Berufsleistungen, Schwierigkeiten bekommen. Das wäre das Gegenteil der verkündeten Ziele der Bildungsoffensive.

Die Ergebnisse bestätigen, dass die Förderung der emotionalen Seite einschließlich des Aufbaus einer stabilen Bindungsfähigkeit in den ersten Lebensjahren eines Menschen von erstrangiger Bedeutung ist und einer persönlichen, kontinuierlichen und umfassenden Zuwendung bedarf. Sie erfolgt normalerweise in der Familie am besten, wobei der Mutter meist eine besondere Bedeutung zukommt.

Natürlich wird auch in der Familie und gerade dort Bildung im oben genannten umfassenden Sinne erlangt. Liebe für das Gute und Schöne, Einfühlung in andere Menschen, Entfaltung von Individualität und Verantwortung, das Erlernen der Sprache sowie das langsame Erschließen „der Welt“ gelingen am besten, wenn Erziehung und Bildung zusammen von Personen des Vertrauens aus dem Umkreis des Kindes heraus angeregt und durchgeführt werden. Denn die emotionale Komponente der Erziehung aktiviert auch Bildungsprozesse eines Kleinkindes, seine Motivation zu sprechen und die Umgebung zu erkunden. Da – auch nach den Ergebnissen der NICHD- Studie – der Erziehungs- und Bildungseinfluss der Eltern viel mehr Einfluss hat als Fremdbetreuung, ist es nahe liegend, vor allem den Eltern in den ersten Jahren des Kindes eine ungestörte Zuwendung zu ermöglichen und die gedeihliche Entwicklung der Eltern – Kind – Beziehung zu ermutigen, stärken und fördern. Augenblicklich aber geschieht nach politischer Intention genau das Gegenteil, nämlich der Versuch, den Familien die Aufgabe und Verantwortung für Erziehung und Bildung von Kleinkindern aus der Hand zu nehmen, ja ihre elterlichen Tätigkeiten weitgehend auf Betreuung zu reduzieren.

Da gute Elternschaft in Hinblick auf eine gedeihliche Förderung von Bindung und Bildung eines Kleinkindes natürlich nicht nur von hormonellen Faktoren abhängt oder von selbst „in den Schoß fällt“, sondern auch in gutem Maße mit Lernen zu tun hat, sollte sie nachdrücklich und vermehrt gefördert werden. Der Ausbau von Elternschulen mit spezifischen Kursen für Eltern mit z.B. pädagogischer und psychologischer Thematik, Spielgruppen für Kinder unter Anwesenheit oder kurzweiliger Abwesenheit ihrer Eltern wären ein Weg in die richtige Richtung. Kulturelle Angebote für Eltern und Kinder, musische Anregungen, Sprachförderung durch speziell ausgebildete Erzieherinnen, gemeinsame Ausflüge mit Spieleinlagen würden die Bildung fördern, ohne die Bindung zu zerreißen. Eltern könnten beraten werden, geeignetes Spielmaterial auszuwählen, Kenntnisse über Gesundheitspflege und gesundes Kochen erwerben, in ausgelegten einschlägigen Büchern und Zeitschriften blättern und diese ausleihen. Bei familiären Schwierigkeiten wären psychologische Beratungsmöglichkeiten anzubieten. All das gibt es zwar schon, liegt aber für viele Familien in weiter Ferne und es fehlt die entsprechende Werbung und Unterstützung. Auch Migrantenfamilien ließen sich mit klugen Angeboten vermehrt erreichen. Das frühe Auseinanderreißen ihrer Familienbande unter Fremdbetreuung ihrer Kleinkinder ist schon deshalb wenig zweckmäßig, weil natürlich auch diese eine adäquate Bindungsfähigkeit brauchen, um in der vorerst fremden Welt zurechtzukommen. Wohl aber sind bildungsfördernde Maßnahmen zu begrüßen, zu denen sie gerne kommen.

(Burghard Behncke)

Bindungstheorie nach Gordon Neufeld

Die Schulhoflyrannen – Aggressionen bei Kindern und Jugendlichen

In den Industrieländern nimmt die Brutalität unter Jugendlichen weltweit dramatisch zu, Essstörungen greifen immer mehr um sich und sogar die Selbstmordraten von Kindern und Jugendlichen steigen. Der amerikanische Bindungsforscher Prof. Dr. Gordon Neufeld führt dies auf den Verlust von stabilen Bindungen zwischen Kindern und ihren Eltern bzw. den betreuenden Erwachsenen zurück, was er in seinem Buch „Unsere Kinder brauchen uns!“ ausführlich darstellt. Hier die wichtigsten Aspekte:

Der Bindungs-Krimi

Wie viele gesellig lebende Säugetiere und Vögel kommen auch Menschenkinder mit einem ausgeprägten Bindungsinstinkt zur Welt: Sie suchen jemanden, von dem sie lernen können, wie das Leben auf diesem Planeten funktioniert. In zunächst völliger Abhängigkeit erweckt der Säugling und Tragling mit seinem Lächeln und dem großäugigen Blick unseren Bindungsinstinkt: Wir erhöhen unsere Stimmlage, reißen ebenfalls die Augen auf, nicken mit dem Kopf und halten dem Kind den Finger hin. Der Säugling bindet sich an uns, indem er z. B. unseren Finger fest umklammert oder später als Antwort auf unsere ausgebreiteten Arme ebenfalls die Ärmchen ausstreckt, um sich aufheben zu lassen.

Unser Steinzeit-Instinkt

All dies sind instinktive Verhaltensweisen, die seit Hunderttausenden von Jahren das Überleben sichern. Wenn Mutter, Vater, ältere Geschwister und Verwandte fehlen, überträgt es den Bindungsinstinkt woandershin – so wie das frisch geschlüpfte Entenküken, wenn die Mutter fehlt, vertrauensvoll der Bäuerin, dem Hofhund oder einem Spielzeugauto nachläuft.

Auch Menschenkinder unterscheiden nicht, ob das Objekt, auf das sie ihren Bindungsinstinkt richten, überhaupt geeignet ist, für ihre gedeihliche Entwicklung zu sorgen. Und in den letzten fünfzig bis sechzig Jahren haben sich unsere Lebensabläufe so geändert, dass der uralte Bindungsinstinkt immer häufiger fatale Folgen hat.

Die Bindungslücke

Natürlich binden sich auch heute Kinder normalerweise an die Erwachsenen, die es versorgen. Doch früher oder später geraten sie in eine Bindungslücke, nämlich dann, wenn sie von ihren vertrauten Bezugspersonen getrennt und in großen Gruppen Gleichaltriger alleingelassen werden. In Krippe, Kita und Schule ist es heute meist dem Zufall überlassen, ob ein Kind zu dem betreuenden Erwachsenen eine Bindung aufbaut. Geschieht dies nicht, stürzt das Kind jeden Tag neu in eine verstörende Bindungs- und Orientierungslücke. In seiner Not richtet es schließlich seinen Bindungsinstinkt dann auf die anderen, ebenso desorientierten Kinder. Von diesem Zeitpunkt an hört es nicht mehr auf seine Eltern, sondern auf seine „Peers“, die Gleichaltrigen. Was diese vorgeben, ist Richtschnur seines Handelns, und der Erfolg bei den Gleichaltrigen ist ab sofort das Wichtigste für das Kind.

Wie Kids cool werden

Doch Kinder können sehr grausam sein. Wenn ein Kind seinen Bindungsinstinkt von den Eltern auf andere Kinder verlagert hat, schmerzen diese Grausamkeiten unerträglich. Das Kind schützt sich, indem es einen dicken Panzer um sein Herz legt und sich möglichst anpasst, um nicht aufzufallen und ausgegrenzt zu werden. Heraus kommen die „coolen Kids“, die keinerlei Gefühlregungen mehr zeigen und sich

nur noch für das interessieren, was in ihrer Gleichaltrigengruppe gerade „in“ ist. Gleichzeitig stoßen die Eltern mit ihren Bitten und Weisungen plötzlich auf taube Ohren.

Dabeisein ist alles

Wie das Entenküken spürt auch das gleichaltrigenorientierte Kind nicht, dass es einem ungeeigneten Orientierungsgeber hinterherläuft, es fühlt sich sicher, solange die Objekte seiner Bindung nahe sind. Das verzweifelte Streben „dazuzugehören“, lässt keinen Raum für die Entfaltung der eigenen Persönlichkeit und kaum Platz zum Lernen.

Was können Eltern tun, um es nicht so weit kommen zu lassen? Die Antwort liegt nahe: Pflege der Beziehung, damit das Kind gar nicht erst in eine Bindungslücke fällt. Ihr Kind braucht in den ersten Lebensjahren jemanden, der ganz für es da ist, und auch später bis zum Ende der Pubertät zuverlässige, liebevolle und langfristig präsente Bezugspersonen. Nehmen Sie vor dem Kindergartenbesuch und der Einschulung Kontakt zu den Betreuern und Lehrern auf. Auch Ihr Schulkind sollte nicht länger als halbtags fort sein und die Möglichkeit haben, auch allein in Ruhe einfach nur zu spielen. Sorgen Sie dafür, dass Lehrer und andere Betreuer eine wirkliche Beziehung zu Ihrem Kind aufbauen und erklären Sie, warum Sie das wichtig finden. Stellen Sie Kontakt zu den Eltern der Freunde Ihres Kindes her, laden Sie alle zusammen ein, lassen Sie ein Beziehungsnetz entstehen!

Und wenn Ihr Kind bereits mehr an Altersgenossen orientiert ist, sollten Sie alles tun, um das Herz Ihres Kindes zurückzugewinnen. Kinder können echte erwachsene Reife nur im Schutz sicherer, verlässlicher Beziehungen und Vorbilder entwickeln.

(Dagmar Neubronner)

Störungsformen des Bindungstriebes

Der Psychiater und Bioverhaltensforscher Allan N. Schore eine umfangene Sammlung der Studien erstellt, die – meist mit Hilfe der neuen technischen Methoden – die Folgen von De-privation, Vernachlässigung und Missbrauch im Säuglingsalter beschreiben. Einige Zitate: »Die aktuelle Grundlagenforschung weist daraufhin, dass die Entbehrung von Mütterlichkeit den Zelltod im Gehirn des Kindes erhöht.«

»Während der ersten beiden Lebensjahre haben chronische, kumulative, überwältigende und überregende affektive Zustände, ebenso wie extreme Dissoziation, zerstörende Auswirkungen auf das Wachstum der psychischen Struktur. Der Überlebensmodus des Rückzugs zur Selbsterhaltung führt zu einer extremen Veränderung der Bioenergetik des sich entwickelnden Gehirns. In wichtigen Perioden der regionalen Synaptogenese hat dies entwicklungs-hemmende Auswirkungen insbesondere für die rechte Hirnhälfte (...). Ein kindliches Gehirn, das sich chronisch in hypometabolischen Überlebenszuständen bewegt, hat wenig Energie für dieses Wachstum zur Verfügung.« (Schore)

„Dieses Defizit zeigt sich in einem mangelhaft entwickelten rechten frontolimbischen System, dem wesentlichen Ort der regulatorischen Funktionen. Traumatische Bindungserfahrungen werden während wichtiger Wachstumsperioden in diese rechte frontale Struktur und in ihre kortikalen und subkortikalen Verbindungen affektiv eingebrannt. Auf diese Art und Weise hinterlassen frühe negative Entwicklungserfahrungen eine permanente physiologische Reaktivität in limbischen Hirnarealen. Die Grundlagenforschung der affektiven Neurowissenschaft zeigte, dass emotionale und soziale Deprivation die normale Entwicklung der synaptischen Architektur der kortikalen und subkortikalen limbischen Areale stört und zu neurologischen Narben führt, die nachfolgend behavioralen und kognitiven Defiziten

zugrunde liegen. Die von der Selbstpsychologie beschriebenen Defizite sind somit spezifische funktionale Defizite, die strukturelle Defekte des kortikalsubkortikalen Kreislaufs der rechten Hemisphäre – des Orts des körperlich-emotionalen Selbst – zum Ausdruck bringen“. (Schoré)

„Forscher (...) kommen heute zu dem Schluss, dass positive (Bildung einer emotionalen Bindung) oder negative (z. B. Trennung von der Mutter oder ihr Verlust) emotionale Erfahrungen bleibende Spuren im sich in Entwicklung befindenden neuronalen Netzwerk der unreifen synaptischen Verbindungen hinterlassen und dadurch die funktionale Kapazität des Gehirns während der späteren Stufen im Leben erweitern oder einschränken“. (Schoré)

„In den letzten Jahren hat sich das Wesen der frühen Fürsorge in der westlichen Kultur dramatisch verändert. Am Ende meines 1994 geschriebenen Buches brachte ich (...) meine Beunruhigung in Bezug auf die Auswirkungen der Tagespflege zum Ausdruck, wie sie in den industrialisierten westlichen Gesellschaften gehandhabt wird. Dieser beunruhigende Trend dauert an. In einer Gesamtdarstellung zu Entwicklungskritiken, die mit einer frühen Tagesbetreuung einhergehen, kam Belsky (2001) zu dem Schluss, dass eine frühe, zeitlich umfangreiche und andauernde nicht-mütterliche Pflege mit einer weniger harmonischen Eltern-Kind-Beziehung einhergeht und dass Aggressionen und Regelüberschreitungen vermehrt auftreten“. (Schoré)

Folgen der Deprivation

Diese Forschungsergebnisse bestätigen auch die vielfältigen Erfahrungen von Adoptiveltern mit ihren Kindern: Spätere Schwierigkeiten mit diesen sind umso geringfügiger, je früher die Kinder den Adoptiveltern übergeben wurden. Am geringsten sind sie – so könnte man als Faustregel feststellen -, wenn sie unmittelbar nach der Geburt ein Nest mit liebevollen Eltern bekamen.

Eltern, die Kinder jenseits der Zweijährigkeit aus dem Heim oder aus einem erziehungsunfähigen Milieu heraus adoptiert oder in Dauerpflege genommen haben, werden spätestens vom Schulalter ab meistens mit so erheblichen Verhaltensstörungen konfrontiert, dass sie damit häufig total überfordert sind.

Kürzlich wurde mir der Bericht eines ehemalige Heimkindes aus Rumänien zugänglich. Die Adoptivmutter schreibt: «Enzio erfuhr von der Geburt ab 2½ Jahre Kinderheimzeit in Rumänien. Dann kam er zu uns. Bis zum Kindergartenalter erlebten wir eine gute Zeit, in der sich unser Sohn erstaunlich gut und rasch entwickelte. Aber seitdem läuft eine unselige Abwärts-spirale. Auf der Schule sank er von Stufe zu Stufe nach unten, bis von der Schule das Abbrechen der Schule unterstützt wurde. Jetzt ist er sechzehn und hat im Laufe der Zeit immer schrecklichere Dinge angestellt. Vor drei Jahren brannte eine große Scheune im Dorf ab. Er hatte sie angesteckt. Letztes Jahr brach er in unserer Abwesenheit in unser Haus ein und bedrohte meinen Mann mit einer Schlagkette. Jetzt wollte er eine Lehre machen, bedrohte aber gleich in der ersten Zeit einen Kollegen mit einem Messer. Unsere Kräfte wurden seit der Kindergartenzeit im Übermaß strapaziert und geprüft“.

Auch in dieser Hinsicht bestätigt die Hirnforschung die psychotherapeutische Erfahrung: Durch die Regenerationsfähigkeit eines sich dynamisch entfaltenden Gehirns lassen sich frühe – evtl. auch pränatale – Defizite zum Teil noch revidieren – aber keineswegs grundsätzlich, besonders nicht, wenn über eine lange erste Lebenszeit hinweg fundamentale Schädigungen eingetreten sind.

So gehört es auch zum gefährdenden Verhalten einstiger Heimkinder, mit jedem mitzulau-fen, in dem sie eine Person wittern, die sich mit ihnen beschäftigen könnte. Dieses Zulaufen trägt den Charakter eines übersteigerten Suchverhaltens. In Verbindung mit Sittlichkeitsdelikten erleben wir gelegentlich, dass die Kinder, die den Männern zum Opfer fielen, Kinder mit einem übersteigerten Zulaufbedürfnis waren. Bei einigen von ihnen, gewiss nicht bei allen, ist durch die erhöhte Triebspannung die Wahlmöglichkeit generell eingeschränkt. Sie lassen sich leichter »mitschnacken«.

Wir müssen in diesem Zusammenhang noch einmal betonen: Der Trieb, mit der Mutter be-kannt zu werden, hat ja einen schon bei den Enten sehr sichtbar werdenden Sinn: Er ist die Voraussetzung dafür, dass das Kind – wenn es seine ersten Schritte in die Welt hinein tut – zu ihr zurückfliehen, bei ihr Schutz suchen kann, solange seine eigenen Kräfte noch nicht groß genug sind. Dieses Gefühl der Geborgenheit, des Umhaustseins fehlt daher allen Kin-dern mit einer solchen Störung, und es ist nur konsequent, dass sie in extremen Fällen ge-kennzeichnet sind durch eine Verhaltensweise, die suchartig nach Geborgenheit sucht. Da aber diesen Kindern die Voraussetzung dazu, Behausung beschaulich und dankbar zu ge-nießen, fehlt, da sie keine Möglichkeit haben, sich zu binden, nützt es ihnen später nichts, wenn man ihnen noch so schöne Behausungsmöglichkeiten anbietet. Der Mangel an Bindung verhindert es, sich beschützt zu fühlen. Ohne die am Lebensanfang erworbene Bindungsfä-higkeit finden die Loslösungsbedürfnisse der Pubertät kein adäquates Objekt, so dass es in unangemessener Wucht zu übersteigerten Aggressionen oder zu resigniertem Rückzug kommen kann.

Verselbständigte Unbehaustheit

Aus dieser Sicht auch wird es verständlich, warum es nicht gelingt, die Streuner, die Vaga-bunden zu verwurzeln. »Gemüt«lichkeit bleibt ihnen leer, weil sie nicht die Fähigkeit erwor-ben haben, sie zu genießen, so dass sie sehnsüchtig-einsame Wanderer werden, auf der Suche nach der Mutter, die sie birgt.

Wenn den kleinen Enten in der Prägungsphase kein Artgenosse zur Verfügung steht, binden sie sich an den pflegenden Menschen. Auch der Säugling nimmt mit einer Ersatzperson Vor-lieb, wenn ihm die leibliche Mutter abhanden kommt, besonders, wenn diese Ersatzperson dem Kind die Möglichkeit bietet, an ihr, an der einen, das Bekanntwerden zu vollziehen, in-dem immer dieselbe Person sich mit dem Kind beschäftigt. Bis zum achten Lebensmonat nehmen Säuglinge jeden als Mutter an, der die entsprechende Pflegefunktion erfüllt. Erst dann bevorzugen sie diese eindeutig und entschieden und fremdeln Unbekannten gegen-über. Meiner Erfahrung nach sind Kinder, die in dieser »Furchtperiode« von den Müttern ge-trennt werden, besonders gefährdet, mutistisch zu werden, da sie ihre Vokalisation als Angstreaktion auf die fremde Umgebung einstellen können.

Solche Erfahrungen sind auch geeignet, davor zu warnen, Kinder ausgerechnet in der Pha-se, in der sie sich fest an ihre Mutter gebunden haben und gegen Unbekannte »fremdeln«, in Krippen zu geben, um wieder außerhäuslich erwerbstätig zu werden. Die Gefahr, dass der dauernde Wechsel als Beeinträchtigung erlebt wird, der die Hirnentwicklung bremst und be-schädigt, ist erheblich angesichts der Studien über die Krippenkinder (der Ostblockländer, wie sie vor allem von Matejcek durchgeführt worden sind.²⁹)

Vor einigen Wochen wurde mir ein siebenjähriger Junge vorgestellt, der im Alter von acht Monaten für fünf Monate in ein Krankenhaus eingeliefert worden war, weil er einen Abszess am Steißbein hatte. Nach Angaben der Eltern hätte das Kind dort eine Lungenentzündung

und Rippenfellvereiterung hinzubekommen. Das Kind musste, als es sechs Jahre alt war, vom Schulbesuch zurückgestellt werden, da es extrem sprachscheu war, außerdem litt es an Bettnässen, permanentem Daumenlutschen und Nägelkauen.

Es scheint für die gesunde Entwicklung des Menschen wesentlich zu sein, dass dem Kind bis weit in das dritte Lebensjahr hinein dieselbe Pflegeperson erhalten bleibt. Dass kleine Kinder, die in dieser Zeit ihre gewohnte Umgebung und die Person verlieren, die sie bisher versorgte, mit schweren Angstsymptomen, vor allem mit Verstummen oder mit körperlichen Erkrankungen reagieren, zeigt sich häufig in der Vorgeschichte seelisch beeinträchtigter Erwachsener.

Was geschieht mit Tieren, die auf eine Mutter geprägt sind und die man noch innerhalb dieser ihrer Abhängigkeitszeit zu einer gleichaltrigen Pflegemutter versetzt? (Das ist ohnehin ein Versuch, der nur unter der Mühewaltung eines sich intensiv darum bemühenden Menschen gelingt). Aber selbst wenn das gelingt, ist die Bindung an die Ersatzmutter keineswegs in dem Maße vorhanden wie an jene, auf die das Tier geprägt ist. Reaktionen des Zufluchtsnehmens bei der Ersatzmutter bleiben unsicher.

Ein sehnsuchtsvolles Auf-die-Suche-Gehen nach dem eigentlichen Herrn ist uns auch von Haustieren, wie Hunden und Katzen, die man in eine fremde Umgebung versetzte, durchaus bekannt. Meyer-Holzapfel berichtet davon, wie schwer es ist, von Menschen aufgezogene Bären auszusetzen, auch wenn sie bereits selbständig fressen und die Nahrung selbst auf-suchen können. Die Bindung an ihr gewohntes Heim und an ihren Pfleger ist so stark, dass sie verzweifelt den Rückweg suchen und auch auf einige Meilen Entfernung finden.

Von dieser Warte aus erscheint es bedenklich, wenn junge Mütter ihre Kinder während der Säuglings- und Kleinkinderzeit bei Großmüttern oder Pflegemüttern abgeben, während sie selbst die Kinder selten sehen. Es bedeutet später für solche Kinder häufig einen Bruch in ihrer Entwicklung, wenn sie dann etwa im Schulalter in den Haushalt der Mutter umsiedeln. Solange das Kind noch nicht »flügge« ist, also bis zur Pubertät, bleibt es in solchen Fällen meist an die erste Pflegerin gebunden.

Dazu ein Beispiel: Ein zwölfjähriges Mädchen lief unmotiviert, zunächst wie ziellos, von ihrer Mutter fort, landete schließlich aber bei der Großmutter, die in einem anderen Ort wohnte. Die Großmutter hatte das Mädchen bis zu seinem siebenten Lebensjahr aufgezogen.

Befriedigung an Ersatzobjekten

Stehen den Kindern keine Ersatzpersonen zur Absättigung ihres Dranges, sich zu binden und Schutz zu suchen, zur Verfügung, verstärkt sich in ihnen dieser Drang, und sie versuchen, an Sachobjekten Ventile zu finden. Diesen Sinn haben Stoff und Felltiere, die man den Kleinkindern ins Bettchen legt – in einer ähnlichen Weise wie die Frottee-Attrappe jener KasparHauser-Affen, von denen Harlow berichtet. Die Affenbabys mit solchen »Ersatzmüttern« erwerben aber einige Eigenschaften nicht, die typischerweise mimischer oder sozialer Natur sind. Sie haben ein undifferenzierteres Mienenspiel, können z. B. nicht drohen, wie die Kontrolltiere mit leiblichen Müttern, sie sind unbeholfener im Errichten und Einhalten

von Spielregeln, beim Toben und Fangspielen und dem Erkennen bestimmter sozialer Situationen (Harlow).

Heimkinder zeichnen sich durch die gleichen Schwierigkeiten aus. Überdies haben sie meist ein übersteigertes Zärtlichkeitsbedürfnis. Ein Heimkind band während der Spieltherapie der Kuh im Szenotest das Fell um den Bauch und steckte eine kleine Jungenfigur hinein. Kinder, die eine Bindungsstörung haben, zeigen häufig so eine betonte Vorliebe für alles Weiche. Der Antrieb nach bergender Zärtlichkeit bricht durch und nimmt sich zum Lieben, was sich ihm gerade in den Weg stellt. Es sind besonders die Heimkinder, die den fremden Therapeuten zu umarmen und zu küssen suchen.

Ich habe einmal ein Kind betreut, das von seinem ersten bis zu seinem zweiten Geburtstag in einem Tuberkulose-Sanatorium war. Dieses Mädchen strich mit allen Tüchern, mit Fellen und Kissen, derer es habhaft werden konnte, über sein Gesicht und vergrub es darin.

Werden Ersatzbefriedigungen an Objekten nicht gefunden, so gehen solche Kinder nach jener uns schon bekannten Gesetzlichkeit dazu über, bei sich selbst Schutz zu suchen. Wie die kleinen Affen neigen diese Kinder dazu, ihre Arme um ihren Kopf zu schlingen und die Augen dahinter zu verbergen. Sie kraulen und kratzen an sich herum. Harlow hat oft geschildert, wie die isolierten Affen sich das Fell zerkratzen und zerreißen, oft an die hundertmal am Tag, bis es blutig war.³²⁾ Ähnliches können wir auch von Kindern berichten.³³⁾

Ein spezifischer Versuch, den gestörten Bindungstrieb zu beschwichtigen, ist beim Kind das Lockendrehen und das Haarausreißen. Denn selten reißen sie nur; sie pflegen die Haare um den Finger zu wickeln und damit daumenlutschend über die Nase zu reiben. Typischerweise treten solche Symptome meist erst dann in Erscheinung, wenn die Mutter über Monate den Kontakt zu ihrem kleinen Kind nicht hinreichend gepflegt hat.

Ich habe einmal eine Mutter beraten, deren achtzehn Monate altes Kind exzessiv seine blonden Locken ausriss und nach langen Reibeprozeduren schließlich sogar verzehrte. Die Mutter war berufstätig und ließ ihr Kind über Stunden am Tag allein. Es gelang mir, die Mutter davon zu überzeugen, dass sie ihre Tätigkeit vorübergehend einstellen und sich viel mit ihrem Kind beschäftigen müsse. Mittlerweile ist der junge ein frisches, aufgewecktes und symptomloses Schulkind geworden.

Übersprunghandlungen

Genauso wie bei den Kaspar-Hauser-Affen treten bei Kindern, deren Bindungstrieb sich nicht entfalten kann, Übersprunghandlungen auf. Dabei werden in erster Linie jene Handlungen gewählt, die zur Beschwichtigung bereits bekannt sind, die aber eigentlich in die Ersatzbefriedigung oraler Bedürfnisse gehören: das Daumenlutschen und die Jactationen. Jactationen sind bei älteren Säuglingen keineswegs allein ein Zeichen dafür, dass sich der Nahrungstrieb staut. Auch die »mangelnde Aufforderung zur Welt« bewirkt dieses Symptom. Dabei ist es in der Parallele zu den allein großgewordenen Affenkindern interessant, dass diese Kinder häufig beim Schaukeln vor sich hin singen und lallen.

Dass die kleinen Affen ebenfalls solche Stereotypen haben, wenn sie mutterlos aufwachsen, hörten wir schon. Aber auch sie vokalisieren stärker, wie Harlow beschreibt. Das ist ein interessantes Phänomen, scheint es doch so, als ob bei jenen Kindern und Affen, denen die Ansprache fehlt, dieses Sich Äußern im Leerlauf durchbricht, ja vermutlich dadurch zur Stereotypie wird, dass das Hören der eigenen Laute zum Teil den gesuchten Reiz ersetzen kann.

Ebenso ist es mit dem Lutschen. Auch das Lutschen ist nicht unbedingt ein Symptom dafür, dass orale Triebspannung überschießend erhalten geblieben ist. Es kann auch ein Beschwichtigungssymptom sein für den frustrierten Bindungstrieb.

Mit der wachsenden Möglichkeit, die Hände und Arme zu tätigen, kommt es bei mangelhaft angeregten oder vernachlässigten Kindern auch zu Manipulationen am Geschlechtsteil. Aus diesem Blickpunkt heraus wird es einsichtig, warum so viele Heimkinder – Jungen und Mäd-chen – von frühester Kindheit an onanieren. Sie haben keinen gesteigerten Geschlechtstrieb, sondern sie suchen durch die Manipulation ein Ventil für die Spannung des Bindungstriebes, der nicht sein adäquates Triebobjekt hat finden können: die Mutter.

(Christa Meves: Geheimnis Gehirn. Warum Kollektiverziehung und andere Unnatürlichkeiten für Kleinkinder schädlich sind (2005), 2. Aufl. Gräfelding 2008, Seiten 112 bis 120).

Deprivations- und Kinderkrippenforschung

Die Fortführung des wissenschaftlichen Ansatzes der sog. Deprivationsforschung – begonnen durch Rene Spitz, William Goldfarb, John Bowlby, Annemarie Dührssen und Werner Schwidder in den 50er und 60er Jahren -, die ich gegen Ende dieser Ära durch Zuhilfenahme der neu erkenntnisreich werdenden Ethologie auf dem Boden beobachtender Erfahrung an verhaltensgestörten Kindern und Jugendlichen versuchte, wurde in den 70er Jahren von dem »Marsch durch die Institutionen«, d. h. von der ideologischen Unterwanderung mit marxistischem Gedankengut in unserem Wissenschaftsbetrieb, zunehmend erschwert.

Sowohl biologische Erkenntnisse (weil sie Vorgegebenes bewiesen) als auch Erfahrungen, die den Wert der als »bourgeois« abgelehnten Familie unterstrichen, hatten unterdrückt zu werden. Der dialektische Materialismus des Ostens ging in Gestalt der Frankfurter Schule eine unheilige Allianz mit dem liberalistischen Materialismus des Westens sowie mit dem dort mächtig erstarkenden Feminismus ein und zielte mit Hilfe der sog. »emanzipatorischen Pädagogik« auf eine sozialistische Verwirklichung in der Gesellschaft ab. Dieser durchschlagende Trend hat in der Bundesrepublik Deutschland (und weitgehend auch im Wissenschaftsbetrieb der westlichen Länder einschließlich der USA) den Fortgang der Deprivationsforschung geradezu abgewürgt, obgleich die typischen Auswirkungen verkünstlichter Frühpflege als Triebstörungen in Form einer massiven Kriminalitäts- und Suchtzunahme immer verheerender in Erscheinung traten (Eliot).

Die ätiologische Forschung blieb deshalb in einer oberflächlichen Reduktion auf gesellschaftlich bedingte Ursachen nach dem Motto »Und so schließt man messerscharf, dass nicht sein kann, was nicht sein darf« stecken.

Erst Glasnost, die Öffnung des Ostens durch den neuen Generalsekretär der KPdSU, Mi-chail Gorbatschow, änderte von 1985 ab zunächst ein wenig diese Situation. Gorbatschows Buch »Perestroika« gleicht einem Offenbarungseid. Gorbatschow gibt die Entmutterung der Mütter, den Verlust der Familie als eine Ursache des epidemischen Alkoholismus und der sozialen Probleme an. Nun wurde auch erst bekannt, dass in den mit Gewalt unter sowjetischer Herrschaft gezwungenen Ländern – z. B. in der Tschechoslowakei und Ungarn eine umfangliche, gewissermaßen oppositionelle Deprivationsforschung, besonders durch einige Kinderkliniken, weitergeführt worden waren.

Kinderkrippenforschung

Zum Forschungsobjekt konnten hier bereits von den 50er Jahren an die Kinderkrippen werden, da sie flächendeckend als ein Kernbereich der Kindererziehung in einer sozialistischen Gesellschaft eingerichtet wurden. Prof. Jiri Dunovsky von der Universität Prag schreibt dazu 1991:

»Entsprechend den Leninschen Vorstellungen, dass öffentliche Speiseanstalten, Krippen, Kindergärten jene einfachen alltäglichen Mittel sind, die frei von allem Schwülstigen, Hochtrabenden, Feierlichen, tatsächlich geeignet sind, die Frau zu befreien, ihre Ungleichheit gegenüber dem Mann im Hinblick auf ihre Rolle in der gesellschaftlichen Produktion wie im öffentlichen Leben zu verringern und aus der Welt zu schaffen, erhielten die Kinderkrippen nunmehr eine gesellschaftliche Bedeutung.

Unter dem Einfluss der Frauenemanzipation sollte eine neue gesellschaftlich-ökonomische Lage, ein steigendes Ausbildungsniveau und insbesondere die außerhäusliche Berufstätigkeit der Frauen gefördert werden. Das dadurch entstehende ernsthafte Problem in der Fürsorge der kleinsten Kinder sollte durch die schnelle Ausbreitung der Kinderkrippen gelöst werden.

Aufgrund der damaligen kommunistischen Vorstellung, dass es infolge der Beseitigung von Not, Hunger und Arbeitslosigkeit keine sozialen Probleme in der Gesellschaft mehr geben könne, wurde das damalige Sozialfürsorgesystem aufgelöst. Wegen der erhöhten Morbidität ging außerdem die Fürsorge für Krippenkinder in den Bereich des Gesundheitswesens über. Kinderärzte und Kinderkrankenschwestern sollten die erhöhte Morbidität erfolgreich bekämpfen.

Auch im Hinblick auf die Erziehung sollten Kinderkrippen neue Akzente setzen, um auf diese Weise nicht nur die Arbeitseingliederung der Frauen und Mütter zu ermöglichen, sondern auch durch Kollektiverziehung die kleinsten Kinder in ihrer Entwicklung zu fördern. Dieses Bestreben widerspiegelte sich auch beim Aufbau von Wochenkrippen und den so genannten Dauerkrippen. In den 60er Jahren befanden sich in der Tschechoslowakei schließlich 50.257 Kinder in Kinderkrippen.

Die Entwicklung der Kinderkrippen brachte eine ganze Reihe von neuen Problemen mit sich. Von diesen Problemen stellte vor allem die hohe Morbidität der Krippenkinder eine besondere Herausforderung dar. Die Ergebnisse bei den Krippenkindern waren zum Teil so verheerend, dass etwa 3–5 % wegen ihrer extrem hohen Morbidität aus der Krippenpflege völlig entlassen werden mussten. Ähnliches wurde aus der DDR von Menzel berichtet.

Die Gefahren der Morbidität im Krippenalter wurden deutlich im weiteren Verlauf dieser Studie. Im Alter von 13–15 Jahren untersuchte Samankova die Lungenfunktionen der ehemaligen Krippenkinder und verglich die gefundenen Werte mit der Häufigkeit der Respirationserkrankungen im Säuglingsalter.

Von 51 Kindern konnten im Alter zwischen 13 und 15 Jahren die Lungenfunktionen gemessen werden. Bei 63 % wurden ein oder mehrere pathologische Werte festgestellt. Am häufigsten war die Vitalkapazität vermindert und das Verhältnis des Residualvolumens zur gesamten Lungenkapazität erhöht. Des Weiteren war die maximale Ausatemgeschwindigkeit betroffen. Sie betrug nur noch 50–60 % der gesamten Lungenkapazität. Außerdem war die Residualkapazität vermindert.

Dies ist der eigentliche Erfolg der tschechischen Psychiater, die ihre Skepsis gegenüber der Krippenerziehung nicht nur durch die Untersuchungen der psychischen Folgen, sondern

auch der morphologischen Folgen bestätigt sahen.

Vor allem die kollektive Lebensweise der jungen Säuglinge in den Krippen ist gefährlich. In der Tschechoslowakei haben wir aus diesen Tatsachen Schlussfolgerungen gezogen, nämlich das System der Familienhilfe zu stärken und die Krippenerziehung zu beseitigen, d. h. auf Notsituationen zu beschränken und den Kindern gleichzeitig eine verbesserte, komplexe pädiatrische Betreuung angedeihen zu lassen.

Unsere Erfahrungen mit Kinderkrippen und die daraus entstehende extreme Belastung der Kinder haben das System der Sozialhilfe in der Tschechoslowakei maßgeblich beeinflusst. Die Familie wird in ihrem einzigartigen Wert erkannt, und die öffentlichen Gelder fließen statt in Kinderkrippen nunmehr in die Familien. So spielt die Familienerziehung heute in unserem Land eine größere Rolle, und die Familienfürsorge wird einer kollektiven Betreuung von Kleinkindern eindeutig vorgezogen“.

Folgen der Deprivation

Zu den gleichen Schlussfolgerungen auf psychischem Gebiet kommt Z. Matejcek nach langjährigen Studien:

„Eines lehren uns die Erfahrungen aus den Kinderheimen: Dass die psychische Deprivation um so schwerwiegender ist und umso mehr die psychische Gesundheit des Kindes in der Zukunft bedroht, je früher sie beginnt. Im Säuglings- und Krabbelstadium ist sie offensichtlich gefährlich. Fängt sie erst im Vorschulalter an, wird die Gefahr deutlich kleiner. Beginnt sie erst im Schulalter, verschwindet die Gefahr praktisch.

Weil es sich dabei in erster Linie um Störungen auf emotionalem Gebiet handelt, manifestieren sie sich daher auch vor allem in den Liebesbeziehungen, im Knüpfen befriedigender Partnerbeziehungen, in der Ehe und letztendlich, was besonders schwerwiegend ist, auch in der Elternschaft, also in den Beziehungen der Eltern zu ihren Kindern.

Die psychische Deprivation hat die Tendenz, von einer Generation auf die nächste übertragen zu werden. Emotional deprivierte Eltern bereiten ihren Kindern eine deprivierende Lebenssituation.

Aus unseren Erfahrungen folgt ein eindeutiger Schluss:

1. Die Krippen sollten nicht eine universale Lösung des Schicksals von Kleinkindern sein, sondern nur als Hilfe für Familien in Not aufgefasst werden.
2. Die erzieherische Wirkung der Medien und gesellschaftlichen Institutionen (Gesundheitswesen und in seinem Rahmen die Pädiatrie) sollte darauf hinzielen, jungen Eltern klarzumachen, dass nichts vom Guten, das sie ins Leben ihres Kindes einbringen, im Leben verloren geht. Ihre Erwartungen an das Leben haben Kinder einzubeziehen.

Die Entwicklung in der Ud SSR[?] weist in den letzten Jahren diese positive Tendenz auf – die Zahl der Krippenkinder sinkt ständig. Und dies wird bestimmt nicht durch ökonomische Faktoren verursacht, sondern durch zunehmende Einsicht der Eltern in die Lebensgrundbedürfnisse ihrer Kinder“.

Missachtete Forschungsergebnisse

Es ist kaum fasslich, dass aus den umfänglichen negativen Erfahrungen mit den kollektivistischen Erziehungssystemen des Ostblocks sowie aus der Fülle der Ergebnisse der neuen Hirnforschung, die die biologischen Grundlagen der Spezies Mensch in seiner ersten Lebenszeit zusätzlich absichern, keine familienpolitische Schlussfolgerungen gezogen werden. Es ist bei diesem internationalen Forschungsstand eine unverständliche Fehlentscheidung, dass die Bundesregierung einen Teil der Agenda 2010 dergestalt zu verwirklichen ansetzt, dass flächendeckend Krippenplätze installiert werden sollen, statt Information der Eltern und Betreuung der Kleinkinder in der Familie nachdrücklich zu unterstützen.

Wissenschaftliche Ergebnisse und psychologische Erfahrung in dieser Weise außer Acht zu lassen, obgleich die Missstände schon auf dem Tisch liegen, ist unverantwortlich und muss zu weiteren irreversiblen Niedergangsprozessen führen. Das Nichtgreifen der von Gorbatschow eingeleiteten Perestroika in der Sowjetunion wird von sachverständigen russischen Wissenschaftlern (z. B. W. Daschitschew und anderen, in einer Fernsehsendung, 3Sat am 23.1.1991) als eine Folge der seelischen Schwäche und der Demoralisierung der Bevölkerung interpretiert, die 70 Jahre lang der Unnatur sozialistischer Egalisierung ausgesetzt war.

Diese im Charakter eingeprägte Schwäche wird beschrieben als resignative Passivität und Suchtneigung einerseits, als Anfälligkeit für Neid und aggressive Raubkriminalität andererseits – und das sind schließlich die typischen Charakteristika, die wir als psychische Folgen von Störungen des Nahrungs- und des Bindetriebes in Statu nascendi, als typische Charaktermerkmale früh deprivierter Kinder in ungezählten Einzelfällen auch hier im Westen bereits in der psychotherapeutischen Praxis vorgestellt bekommen.

Die geringe Chance der Lösbarkeit früher psychischer Störungen nach drei Generationen eingebahnter Deprivation, die im Großexperiment der Sowjetunion sichtbar geworden ist, sollte uns alarmieren und zu Schlussfolgerungen im Sinne des tschechischen Modells führen. Dass das neue Europa offenbar unbelehrt durch die Erfahrungen des Ostens in die versumpft sozialistische Spur einschwenkt, spottet jedenfalls jeglicher Vernunft; denn mittlerweile sind durch eine Fülle von Studien in den USA sowie durch die Hirn- und Hormonforschung weitere Beweise dafür erbracht worden, wie förderlich für die spätere Gesundheit in den ersten Lebensjahren die enge Mutter-Kind-Dyade und wie risikoreich eine Kollektivierung der 0 bis 3 jährigen Kinder in dieser Phase der Konstituierung des Hirns ist.

In verschiedenen westlichen Ländern wurden Langzeitstudien gestartet mit dem Ziel, mit harten Fakten eindeutige Ergebnisse zu erzielen. Hier trat besonders die Forschung vom National Institute of Child Health and Development in den USA in den Vordergrund (NICHD). Sie begann ihre Beobachtung 1991 mit über zehntausend Krippenkindern aus zehn grundverschiedenen Gegenden.

In fortlaufenden Berichten wurde über die Entwicklung der Heranwachsenden berichtet.

Der Kinderpsychologe Steve Biddulph zieht darüber eine vorläufige Bilanz: «Ja, es wird Schaden verursacht. Je länger Kinder in den ersten 5 Lebensjahren fremdbetreut werden, desto geringer fällt ihre soziale Kompetenz aus, desto öfter geraten sie in Konflikt mit Erziehern und Eltern und desto öfter sind sie unter denen, die streiten und andere Kinder schlagen».

Das entscheidende Argument der Krippenbefürworter wird damit eklatant entmachtet; denn gerade dieses: Gemeinschaftsfähigkeit sollte doch im Kollektiv so viel besser erwirkt werden! Die Studie bestätigt die größeren erzieherischen Erfolge von Eltern, die ihre Kinder selbst betreuten und berichtet von der Dosisabhängigkeit der Krippen Kinder: Je früher, je konstan-

ter und je länger die Krippenzeit, umso umfänglicher die Verhaltensschwierigkeiten (Biddulph).

Außerordentlich in Frage gestellt wird die Krippenbetreuung von Babys und Kleinkindern durch die Möglichkeit, mithilfe eines Speicheltests den Stresspegel der Kinder, die in Tagespflege eine Krippe besuchen, zu messen. Die tägliche Trennung von der Mutter bewirkt, dass der Cortisolspiegel sich erhöht und während des Aufenthalts dort nicht wieder absinkt. Das geschieht dann zwar nach Rückkehr zur Mutter; aber wenn die Trennungen sich täglich wiederholen, bleibt der Cortisolspiegel chronisch auf einem erhöhten Level und kann schließlich sogar einen chronisch erhöhten Blutdruck hervorrufen (Bowlby).

Andere Forscher, Allan Schore z. B., weisen daraufhin, dass die täglichen zu frühen Trennungen von der Mutter als psychische Traumata wirken und später Symptome von der Art posttraumatischer Belastungsstörungen zeigen können. »Eindeutig zeigen klinische Befunden – gestützt durch Forschungsergebnisse – dass Kinder, selbst im ersten Lebensjahr, Formen innerer Repräsentationen traumatischer Ereignisse über signifikante Zeitperioden aufbauen und bewahren können“. Die in der Selbstpsychologie beschriebenen Defizite stellen dauerhafte Entwicklungsschäden, insbesondere höherer regulatorischer präfrontaler Areale der sich früh entwickelnden rechten Hirnhälfte, dar. Frühe traumatische Bindungen stellen daher eine höchst bedeutsame Grundlage für die meisten schweren Defizite dar, die die Selbstpsychologie beschreibt (Schore).

Eindrücklich weist auch Hans Joachim Maaz, der als Psychoanalytiker in der ehemaligen DDR praktizierte, auf den lebenslänglichen seelischen Schmerz und auf neurotische Lebensschwierigkeiten Erwachsener hin, die ein solches Frühschicksal erlitten:

„Die Trennung von Mutter und Kind in den ersten drei Lebensjahren haben etwa vier Fünftel der DDR-Bürger erfahren müssen. Die DDR war in diesem Sinn ein traurig mutterloses Land. Muttermangel und Mutterstörungen sind für das Kind sehr bedrohliche Erfahrungen, die umso wirksamer sind, als sie von der Wahrnehmung strikt ausgeschlossen werden. Der schmerzhaft frühe Mangel an Befriedigung zwingt die Wahrnehmung nach außen – weg von dem, was unerträglich weh tut. Der seelische Mangel verleiht Konsumartikeln einen besonderen Wert. Der Verlust macht abhängig von Fremdbestätigung“!

Den wenigen deutschen Wissenschaftlern, die hier – allem Krippentrend zum Trotz – unbeirrt um der Wahrheit willen Pionierarbeit geleistet haben, vor allem die Kinderärzte Prof. Th. Hellbrügge und Prof. J. Pechstein, die Psychologenehepaare H. und U. Schetelig und H. und M. Papousek sowie J. Langmeier, sollte endlich vorrangig Gehör geschenkt werden.

Es ist zu hoffen, dass dann auch die in dieser Arbeit vorgelegte Anthropologie bestätigt und weiterer neurologischer Absicherung zugänglich wird.

(Christa Meves: Geheimnis Gehirn. Warum Kollektiverziehung und andere Unnatürlichkeiten für Kleinkinder schädlich sind (2005), 2. Aufl. Gräfelding 2008, Seiten 133 bis 141).

Ergebnisse der neuen [NICHD-Studie](#)

A Die Studie selbst

Der lang erwartete Anschlussbericht der größten Langzeitstudie in den USA zur frühkindlichen Fremdbetreuung von Kleinkindern ist in der Zeitschrift „Child Development“,

März / April 2007 veröffentlicht worden. Seit 1991 wurden in den USA mehr als 1.300 Kinder aus sozial unterschiedlichen Familien von Geburt an durch das staatliche National Institute of Child Health und Human Development in ihren Familien, ihrer außerfamiliären Betreuung sowie später in der Schule beobachtet. Nachdem 2001 die Ergebnisse über die Zeit bis Schuleintritt publiziert wurden, liegen nun neue Forschungsergebnisse bis zur 6. Klasse der Schule vor. Die Fremdbetreuung am Tage bezieht sich sowohl auf Verwandte, Kindermädchen im Hause des Kindes, Pflegefamilien wie auch day care centers, welche weitgehend unseren Kinderkrippen entsprechen.

Die Ergebnisse bringen Brisantes zutage. Kinder, welche sich in Kinderkrippen aufhielten, zeigen in der Schule bis zur jetzt einbezogenen 6. Klasse, d.h. bis zum Alter von 12 Jahren, schwieriges Verhalten. Während einige andere 2001 registrierten Resultate sich nun nicht mehr aufrechterhalten haben, sind diese bestehen geblieben. Die Werte beziehen sich auf solche Kinder, welche sich mindestens 10 Stunden pro Woche in Kinderkrippen aufhielten. Je länger an Jahren sie Krippenkind waren, desto stärkere Verhaltensauffälligkeiten zeigten sie nach Auskunft ihrer Lehrer. Das problematische Verhalten bezieht sich auf vermehrte Aggressionen, Eintritt in viele Kämpfe, viel reden, Ungehorsam in der Schule.

Wichtig ist, dass erhöhte Werte an Aggressivität und Störungen im Unterricht statistisch relevant nun nur noch bei Krippenkindern festgestellt wurden, nicht mehr bei anderer Fremdbetreuung etwa durch Verwandte, Kindermädchen oder Tagesmütter. Weiterhin ist bemerkenswert, dass sie unabhängig vom Geschlecht, dem Familieneinkommen, dem elterlichen Verhalten und der Qualität der Kinderkrippe auftraten, also auch bei guten Einrichtungen registriert wurden. Die durchschnittlichen Werte des schwierigen Verhaltens sind nicht hoch, sondern gemäßigt. Sie liegen auch nicht im klinischen, sondern noch im normalen Bereich. Jedoch sind sie gemäß der Autoren der Studie bedeutungsvoll und dürfen nicht ignoriert werden, da sie sich auf sehr viele Kinder beziehen und somit gesellschaftliche Bedeutung haben. Der leitende Autor der Studie, Dr. Jay Belsky, fragt mit Sorge: „Was passiert in Klassenräumen, Schulen, Spielplätzen und Gemeinschaften, wenn mehr und mehr Kinder in immer jüngerem Alter mehr und mehr Zeit in Krippen verbringen, von denen viele unstreitig von begrenzter Qualität sind?“

Die Güte von qualitativ hochwertiger Fremdbetreuung zeigt sich darin, dass entsprechende Schulkinder durchschnittlich einen allerdings nur moderaten Vorsprung im Vokabelschatz auch in der 5. Klasse gegenüber solchen, die in einer Fremdbetreuung niedriger Güte untergebracht waren. Höhere Werte liegen jedoch nicht bei Lese- und Rechenleistungen vor. Der noch 2001 registrierte und gern zitierte statistisch relevante Vorsprung in der kognitiven und sprachlichen Entwicklung von 15, 24, 36, und 54 Monate alten Krippenkindern in Einrichtungen von hoher Qualität gegenüber allen anderen besteht nun bei den 12-jährigen nicht mehr.

Eltern haben, so wird festgestellt, ohne Zweifel einen viel höheren Einfluss auf die kindliche Entwicklung als Fremdbetreuung, welcher Art und Qualität auch immer.

B Interpretation

Was kann aus diesen Ergebnissen geschlossen werden? Wir finden eine Bestätigung, dass Krippenerziehung in jedem Fall, unabhängig von seiner Qualität, also auch bei guter Qualität, mit Risiken behaftet ist und im Durchschnitt zu lang andauerndem schwierigen Verhalten führt. Je umfassender und länger an Jahren ein Kleinkind in Kinderkrippen untergebracht ist,

desto größer ist die Wahrscheinlichkeit von Verhaltensproblemen.

Damit sind Aussagen vom Entwicklungspsychologen und Regierungsberater Prof. Fthenakis, in erster Linie auf Kinderkrippen bezogen, widerlegt, „dass eine außerhäusige Betreuung von hoher Qualität der kindlichen Entwicklung nicht nur nicht schadet, sondern sie sogar stärkt“ (Interview im Magazin des Kölner Stadt-Anzeigers, 22.1.2007), auf jeden Fall was die äußerst wichtige emotional-soziale Entwicklung des Kindes betrifft. Auch die Aussage: „die Forschung befürwortet eine Fremdbetreuung ab sechs Monaten“ kann nicht aufrechterhalten werden. Er beruft sich im taz-Interview vom 21.2.07 sogar auf die NICHD – Studie, offensichtlich von 2001. Wie gesagt: das Risiko der Verhaltensschwierigkeiten von Krippenkindern nimmt durchschnittlich zu, unabhängig vom elterlichen Verhalten, Einkommen oder Bildung.

Auch evtl. Vorsprünge im kognitiven Bereich von Kleinkindern durch frühzeitige Bildungsbemühungen in hochwertigen Krippen, gern als Vorteil von Krippenerziehung gegenüber durchschnittlicher Familienerziehung angeführt, bieten diesen Kindern keinen echten Vorteil. Sie gehen später verloren und man fragt sich, warum dann dieser frühe Aufwand betrieben werden soll.

Die Ergebnisse der neuen NICHD – Studie unterstreichen Erkenntnisse der Psychologie, insbesondere der Psychoanalyse, dass die emotionale Seite in den ersten Lebensjahren eines Menschen von erstrangiger Bedeutung ist und einer persönlichen, kontinuierlichen und umfassenden Zuwendung bedarf. Mentales Training, Einüben von Kulturtechniken u.ä. dagegen haben im Kindergartenalter ihren Platz.

Eine erhebliche Ausweitung der Krippenkapazität, wie von der Regierung geplant, ist demnach nicht zu verantworten. Nebenbei sei darauf hingewiesen, dass für Krippen von hoher Qualität international ein Erzieherin – Kind – Schlüssel von 1:3, höchstens 1:4 für notwendig erachtet wird. In Deutschland aber haben durchschnittlich einen von 1: 6 und eine erhebliche Verbesserung ist nicht in Sicht. Somit kann bei uns normalerweise von hoher Qualität von Kinderkrippen keine Rede sein. Aber auch diese bringt, wie wir nun wissen, erhebliche Risiken für das Kind mit sich.

Da der Betreuungseinfluss der Eltern viel mehr Gewicht als die Qualität von Fremdbetreuung hat, wäre es nahe liegend, vor allem den Eltern in den ersten Jahren des Kindes eine ungestörte Zuwendung zu ermöglichen und die gedeihliche Entwicklung der Eltern – Kind – Beziehung zu ermutigen, stärken und fördern. Augenblicklich aber geschieht nach politischer Intention genau das Gegenteil, nämlich der Versuch, die Kleinkinder vermehrt außerfamiliär betreuen zu lassen. Investitionen in Elternkompetenz erscheinen wesentlich vielversprechender, wirksamer und risikoärmer als solche in Fremdbetreuung von Kinderkrippen. Das lässt sich aus den neuen Ergebnissen der NICHD – Studie schließen.

(Burghard Behncke)

Ergänzung Auszug aus der Veröffentlichung von März / April 2007:

Are There Long-Term Effects of Early Child Care? The NICHD Early Child Care Research Network Child Development, March / April 2007, Volume 78, Number 2, Pages 681 – 701 Auszug aus der Diskussion: (Dorothea Böhm)

The second enduring link between early child care and child development detected in this inquiry indicated that children with more experience in center settings continued to manifest somewhat more problem behaviors through sixth grade. The fact that this result was not moderated by age means that this seemingly adverse consequence of center-based care did not dissipate as did so many other effects of amount of child care on social functioning detected previously.

Indeed, when considered in their entirety, the results of the primary and secondary analyses suggest that not only does it matter whether care is provided by relatives or nonrelatives, but whether nonrelative care takes the specific form of center-based care.

The fact, however, that all the age-moderated effects of time in any kind of nonrelative care became insignificant by the time children were in sixth grade, whereas the effect of center care on externalizing problems remained significant – and did not dissipate in strength – over time means that in the case of nonrelative care, it is center care that has unique and enduring impact of a seemingly adverse kind.

Ultimately, it will be important to identify the specific mechanisms that link center-care experience with problem behavior.

As we noted in an earlier report, the actual mechanism of influence by which quantity of care – or in the current report, experience in center care – exerts the detected “effect” remains somewhat of a mystery.

Even though there are certainly grounds for questioning the developmental significance of the enduring “effects” detected, we regard them as noteworthy and meaningful because of the large number of children in America who experience extensive and/or low-quality child care before school entry. This contemporary situation raises questions about the potential collective consequences – across classrooms, schools, communities, and society at large – of small enduring developmental differences among children who vary in their early child-care experience.

One new relation between early child care and children’s development, representing a possible “ sleeper effect,” emerged in this inquiry. Children whose child-care hours increased between 3 and 54 months of age scored somewhat lower on vocabulary in fifth grade. This is the first time that a link has been detected between the amount of care and academic functioning (or cognitive functioning more generally) in the NICHD SECCYD.